HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER / VERLAG

HYPERION

FÜNFTES HEFT

1908

DAS FÜNFTE HEFT:

Gabriele d'Annunzio: Anrufung, deutsch von Otto Freiherrn von Taube — Eduard Stucken: Szene aus Lancelot und Elaine — Norbert Jacques: Landschaftliche Clownerie, ein tropisches Erlebnis — Hans Benzmann: Das Gespräch mit Nikodemus — Karel Einstein, Verwandlungen, vier Legenden — Maurice Barrés: Der Mord an der Jungfrau, deutsch von Heinrich Lautensack — Wilhelm von Scholz: Einsame Terzinen — Hünny B. Maison: Herr von Seingalt, drei Szenen — René Schickele: Die weißen Nächte — Emil Freiherr von Gebsattel: Zwei Briefe an den Dichter Chénedollé — Franz Blei: Glossen zur Frauenfrage — Gerhard Ouckama Knoop: Die Venus von Milo — Reinhold von Walter: Meine Memoiren — Paul Wiegler: Anmerkungen — Bilder von: Habermann, Nolde, Heckel, Amiet, Tomann, J. J. Vrieslander, Guérin, Toulouse-Lautrec, Klimt.

GABRIELE D'ANNUNZIO / ANRUFUNG / DEUTSCH VON OTTO FREIHERR V. TAUBE

καλὸς τέθνακε μελικτάς

Geliebter Mund, Gebilde weich und wehe,
Wie schon die Kunst, wie schon mein Traum Dich kannte,
Zwittergestalt, Hermaphrodit entwandte,
Dem Halbgott, den ich jung erblühen sehe,

Geschwungener Mund, der, wo der Lüste Wehe
Am heftigsten, — o feuchter, heißer, — brannte,
Aus mir das Leben rastlos saugend bannte,
Daß ich nun im Vergessen tief vergehe!

O Mähne, weit über mein Knie gebreitet
Im süßen Augenblick, o Hand, o kühle,
Die schauern macht auf meinem Schauern tastend,

O Augen, meinem letzten Schrei geweitet,
— In langen Wimpern langend voll von Schwüle, —
Nun leuchtend über meinem Sterben lastend!

O daß ich sterbe, endlich sterbe des wahren
Todes und dieser Schrei der letzte wäre
In Wahrheit und mein Leichnam von der Zähre
Betaut am milden Abend, an dem klaren!

Daß alle Myrthen, die des Frühlings waren,
Ihm Lager seien und ihn, den der schwere
Duft Syriens besprengt, in ernstem Heere
Mit langsamem Gesang Ephebenschaaren

Am bleichen Ufer tragen! — Daß die Wangen
Von Jungfraun, die gemessenen Zugs die Flöte
Kranztragend meistern, an dem Stiele beben!

Und Sterne mögen als wie Fackeln prangen
Und, wenn der Sang beschlossen, Morgenröte
Am Himmel rosengleich und göttlich schweben!

EDUARD STUCKEN: SZENE AUS LANCELOT UND ELAINE

LAVAINE:

Eine Jägerin hast du gewebt?

ELAINE:

Meiner Seele Bild:
Zwischen Mond und Erde schwebt sie wie Pharaïld.

LAVAINE:

Wer ist Pharaïld?

ELAINE:

Du weißt nicht? Hörtest du nie,
Wie im Herbststurm ein Mädchengeist in den Lüften schrie?
Sahst du nie in Gewitternächten, wie auf milchweißem Roß
Ein Weib mit goldenen Flechten durch die Wolken schoß?
Des Blitzes grünliche Schlangen fliehn so scheu nicht vorbei,
Der Wind hat keinen so bangen Verzweiflungsschrei, —
So kann nur ein Teufelskind wimmern oder menschlicher Gram!
Des Morgenrots Fittige flimmern nicht so wundersam
Wie ihr silberweißes Kleid und die weißen Brüste.
Die Ballade erzählt, daß die Maid einst ein Totenhaupt küßte.
Nicht immer ritt sie so bleich auf gespenstischem Pferd.
Eine Königin war sie, reich und von Fürsten begehrt.
Es betraten Freier viel ihres Vaters Halle —
Doch war ihr Jugendgespiel ihr lieber als alle.
Er war ihr lieb und verhaßt, weil er sie beglückte.
Schwer war ihres Haares Last, doch noch schwerer drückte
Der Sünde Rubin und Saphir auf der Königin Zopf.
Ihre Brüder brachten ihr des Buhlen Kopf.
Auf goldenem Teller brachten sie das Haupt ihr zur Strafe.
Sie kam auf den Zeh'n, zu betrachten wie lieblich es schlafe.
Ihre lachenden Lippen erstarrten in seltsamer Ruhe.
Sie kam auf den Zehen, — ⟨Es knarrten ihre seidenen Schuhe⟩,
Sie wollte ihn küssen, — ⟨Es zitterten ihre Perlenketten⟩,
Ihn küssen und den verbitterten Totenmund glätten.
Doch plötzlich fauchte und schnob der Totenmund
Und vom goldenen Teller hob sich das Haupt zur Stund.
Ein Wirbel entstand, ein Rasen und ein zorniges Wetter —
Pharaïld ward fortgeblasen wie im Herbstwind Blätter.
Zu den Wolken im Zenith ward sie fortgetragen,
Um das Haupt nun, das ewig flieht, ewig zu jagen.
Sie jagt es mit schmerzlicher Hast, kann es nie erreichen.
Nur um Mitternacht hält sie Rast auf Stauden und Eichen.

Pharaïld ist die Seele, sagt die alte Ballade.
Die Seele hetzt und jagt auf leuchtendem Pfade
Dem Glück nach — und ewig weicht es vor Ihr und entschwebt.
Und da Pharaïld mir gleicht hab ich sie gewebt.

LAVAINE:

Wem gleicht sie nicht! Tief drin in jeder Brust
Jagt die wilde Jägerin mit schmerzhafter Lust!
Auch meine Seele schweift zwischen Wolke und Stern
Und nach Zauberblumen greift sie, die ewig fern.

ELAINE:

Du bist ein Knabe — du kannst dir Siege erhoffen,
Dir stehn, wenn du Ruhm gewannst, Goldtore offen.
Du kannst ausziehen, das Gefield der Sehnsucht zu schauen,
Kannst hochgemut deinem Schild und Schwert vertrauen.
Doch ich, ein Mädchen, muß abwarten still.
Ob des Glücks, ob des Todes Kuß mich erlösen will.
Mein Mädchentum ist mein Zwinger — (O weh, wir Gefangenen!) —
Und klopft nicht des Glückes Finger, des Davongegangenen,
Noch einmal an meine Türe wie einst, als es schwand,
So gleiten wie Perlenschnüre mir durch die Hand
Die zwecklosen Tage und Wochen!

NORBERT JACQUES: LANDSCHAFTLICHE CLOWNERIE. EIN TROPISCHES ERLEBNIS.

In Porto Seguro, das an der Südflanke der Bucht von Paranagua liegt und nur aus einem halbmorschen Kai und einem neuen, unbenutzten Zollhaus besteht, verließ ich als der Einzige den mit Reisenden überfüllten brasilianischen Küstendampfer Itapemerim. Ein paar Tage war ich in engem Raum mit stinkendem Pack von Menschen zusammengedrückt gefahren, die nach Iguapé zur wundertätigen Schiffsgallione des Bom Jesu pilgerten. Ich hatte, wie ein Affe an zwei heftig auseinander ziehende Äste gekreuzigt, diese Tage zwischen dem Ekel vor solchen Mitbrüdern und dem schreienden Temperament, der tropisch bewußtlosen Wut der Küstenlandschaft gehangen.

Einsam ging ich nun einen Sandweg auf die nahe Stadt Paranagua zu.

Die späte Stunde des Nachmittags glühte zitternd über den versteckten Sümpfen der flachen Mangrovenwälder. Die Ebbe hatte das Wasser weggezogen und die hohen Wurzeln lagen blos. Die spreizten sich wie nach unten gekehrte, ellenlang verkrüppelte Finger von Akrobatenhänden, schwarz, mager verrenkt und unheimlich in den schmutzigen Morast hinein und trugen die kopfstehenden Gebüsche. Über der krausen, dünnen Schicht des Leibes der Blätter schwankte die Luft. Der Sand des grauen Wegs brannte durch meine Schuhe, und die Gebirge, die fern die Bucht umstellten, waren ungeheure Amethistwände. Sonst geschah nichts, als auf einmal ein Dampfer vom Ozean her sich fern in der Bucht zeigte. Und es war zugleich etwas merkwürdig Riesenhaftes und dennoch ganz Winziges, wie der Dampfer unmerkbar schnell und einsam unter einem braunen, kaum bewegten Rauchwehen in die sich überlassende, quellende Ungeheuerlichkeit der Landschaft einzog.

Ich untersuchte ihn durch mein Glas. Da erkannte ich, daß er die blau-weiße Flagge der Hamburg Amerika Linie am Maste trug, die Flagge, die mir von der letzten Stadt meines deutschen Lebens her so vertraut war; die Flagge, die die Kraft der Heimat auf die Länder der Erde verpflanzte.

Es wurde einen Augenblick wie ausgebrannt in mir. Als wäre die Sehnsucht nach der stillen Heimat wie eine fürchterliche Flamme sengend einmal wild in meinem Innern aufgeschlagen. Ich schnellte herum und ging weiter. O, nur nicht umschauen! Der heiße Sand stach durch die Schuhe wie Nadeln. In glühquellenden Strömen ging die Luft über die flachen Mangrovenwälder zur Stadt Paranagua hinab, deren niedere, weiße Häuser als ein Damm hinter den Wäldern lagen.

Als ich vor der Stadt ankam, fiel mit tropischer Plötzlichkeit die Nacht über den Tag her, und ich ging durch dunkle Gassen mit halbmannshohen Trottoirs und kleinen, flachen Häusern. Die Wärme und der Duft der Nacht flossen über sie, wie weiche Wasserfälle. In der dunkeln Bläue des Himmels irrten leise flirrend die Sternenschwärme der südlichen Halbkugel. Wie in einen dichten Mantel war ich in die Traurigkeit unentschiedener Vorstellungen, nur zaghaft berührter Möglichkeiten der Sehnsucht gehüllt und ging langsam und ziellos dahin, an das ferne, ruhige deutsche Land denkend.

Auf einmal bog ich um eine Ecke. Ein Haufen Licht schoß vor mir auf, kroch an grauen, glatten Wänden entlang in die warme Dunkelheit der Nacht hinauf. Menschenmassen drängten. Schreie gingen auf und fielen nieder. Ein Bündel Raketen strich in funkelnden Bögen schrill pfeifend über die Köpfe. Schüsse sausten hintereinander her. Alles fuhr wie in Sprüngen empor und war auf einmal verlöscht. Begann im Nu wieder. Eine ungeheure Leidenschaftlichkeit des Geschehens lag darin und die schien mir zum Land zu passen. Sie war mir wie ein guter, aufrichtiger Empfang in dieser Stadt. Ich konnte das ja fast mit den Händen greifen. Ich drängte mich zwischen den Menschen durch. Sie machten willig Platz und es war, als ob sie achtungsvoll und in bewunderndem Neid an meinem Weg zur Zirkuskasse Spalier stünden.

Denn es war ein Zirkus, der wie die feurige Lebendigkeit einer Rakete auf einmal in die schlüpferig heiße Finsternis der Gassen und in die unlebendig griesgrämige Traurigkeit meiner Empfindungen gefahren war.

Ein wildes Lachen brach Weile für Weile aus dem Zelt, wie Gewehrknattern, wie das Losstürzen eines Flusses, der grade den Damm gebrochen hat.

Ich kaufte den ersten Platz und eine dicke Negerin führte mich ehrerbietig hinein. Drinnen kam ich nahe der Manege auf einen Stuhl zu sitzen, mitten in eine Gruppe brasilianischer Frauenzimmer hinein. Es gab keine Pferde in dem einfachen Zirkus. Wohl gefiel es einem dennoch in dem Zelt: Tiefes Rot von Bänken, Läufern und Tüchern im reinlichen Grau der Zeltleinwand. Aus unzähligen beschnabelten Becken stießen mit fauchender Lust lange Flammen von einer wilden Helligkeit. Und unter ihnen tummelten sich schlank sehnige Artisten. Turner flogen an Recks und Ringen. Mädchen sprangen und schlugen mit ihren Gliedern durch die Luft wie Vögel. Männer schnalzten auf mit ihren Körpern, wie Lachse am Wasserfall. Es war eine schöne Folge von wundervollen Bewegungen, leidenschaftlich, schnell, heißblütig, sicher.

Der dichte Kreis der Zuschauer wohnte dem bei als ein Bild, in dem wie lebensfrohe Stimmen die farbigen Kleiderflecke der Frauen jauchzten. Die Augen glühten im grellen Glanz der Lichterflammen, die Köpfe bog ein leidenschaftliches Schauen vor, und alle Muskeln der Gesichter erlebten die Sprünge der Artisten mit.

Da kam eine lächerliche Gestalt langsam unter einem Tuchvorhang heraus. Das Gesicht war weiß gekreidet mit einem roten Fleck auf der Nase und schwarzen Dreiecken auf Wangen und Stirne.

»Palhasso, oho oho... Palhasso!« jubelten die Gesichter, und die Frauen beugten sich weiter vor. Ihre Münder schlossen sich nicht mehr und die Augen glühten einen Stoß feuriger. Der Clown hatte zwei flache Haarsträhnen schwarz auf die Stirne geklebt. Das sah traurig aus. Er kam langsam vor und es war, als ob seine Schritte, die die weiten Kleider leise flattern ließen, sich weich an eine gewisse, unbestimmbare Melancholie schmiegten. Dann blieb er zu seiten eines jungen Mädchens stehn, die fast nichts weiter als einen schwarzen Trikot anhatte und die zwischen zwei Recken hin und her schnellte in befreitem Spiel des straffen Leibes und der schlanken Glieder.

Melancholisch griff der Clown in die Höhe, straffte den Körper wie zum Schwung, um zu zeigen, daß er auch das konnte, schob los und plumpste mitten aus dem schönen Sprung heraus täppisch in den Sand.
»Palhasso, oho, oho... Palhasso!« brüllte das ergötzte Publikum.
Wie mit einer verzweifelten Geberde wandte der Clown den Schreiern das Gesicht zu; höhnte sie an: Palhasso, oho Palhasso! und streckte ihnen die Zunge heraus. Das gab wieder ein Lospuffen der Heiterkeit, das nicht endigen wollte. Dann ritt Palhasso auf einem Schwein, oder er sprang einem Knaben nach und fiel mit dem Rücken auf den Teppich, statt mit den Füßen. Eine Gruppe Männer und Kinder machten allerlei waghalsige Fliegereien durcheinander, und der große Coup war dann, daß die Kinder von einer umgestülpten Bütte aus den Männern mit dem Kopf auf den Kopf sprangen und oben sich mit gespreizten Beinen flink und grazil balanzierten, ohne die Stütze der Hände zu Hilfe zu nehmen. Während die Kinder auf den Köpfen leise schwankten, häufte der Palhasso Sand auf eine der Bütten, sprang und blieb kerzengrad den Kopf im Sand, die Beine in der Luft stehn. Und alles rief wieder, von Heiterkeit geschüttelt: »Palhasso, oho, oho... Palhasso!«
Es war unverkennbar, mit welch wehmütigem Gestus der Clown seine Äffereien machte. Aber oft schlug durch seine schleppenden Bewegungen eine leidenschaftliche Gier, die Glieder zu werfen, sie flattern zu lassen, wie Papierstücke, die im Wind schnell durcheinander zickzacken. Er schnellte und flog. Die Linie seiner Bewegungen war dann einen Augenblick von aufreizender Malerischkeit, der Leib hatte etwas unbewußt Erregtes; eine beißende Wut, und man dachte an das geile riechende Leben des Urwalds... Und alles erstickte und verpuffte gleich und erregend im gefährlichen Niederschlag in den Sand. Man sah auch, wie die Frauen sich aufregten, die Leiber bogen, mit gezückten Augen zum Clown hinüber funkelten; und aus den offenen Mündern quoll es oft, wie eine Sehnsucht, die sich überraschen läßt: »Palhasso, oho..o.., Palhasso!«
Da fühlte ich einen leisen Druck auf meiner Schulter. Als wäre ein Blatt Papier von der Gallerie herunter gefallen und hätte mich gestreift. Ich neigte leicht den Kopf etwas zur Seite und sah still und doch heiß und plötzlich und aufgeregt eine kleine, bräunliche Hand auf meiner Schulter liegen. Ich wandte mich um. Zwei schwarze Augen, wie brennende Perlen in einem Gesicht von der süß gedämpften Wildheit, wie sie schöne Caboclosmädchen haben, prallten in meine Blicke. Schnell entloht nahm ich die Hand und biß hinein.
Dann gingen wir beide aus dem Zirkus. Niemand kümmerte sich um uns. Auch nicht auf dem Gang durch die Gassen. Das Mädchen hatte ihre Arme um meine Hüften geschlungen und preßte sich im Gehen an mich. Das grüne Licht der Nacht funkelte heimlich auf der schlanken Wildheit ihrer Bewegungen. Es war mehr ein Sich-winden und ein sehniges Schleichen, als ein Gehen. Ich fühlte es in Rucken wie warmes Wasser an mir emporstrudeln und kam mir plump und peinlich schwerfällig vor neben ihr. Alle Häuser waren dunkel. Unsere Wanderung zwischen ihnen war wie ein erregter Traum durch nie gesehene Gegenden.

Wir gingen durch einen verfallenden Hof mit Säulengängen.
»Was ist das für ein Haus?« fragte ich sie.
Aber sie antwortete nichts. Sie schob mich hastig eine breite, dunkele Steintreppe hinauf. Oben stieß sie mich durch eine Türe hindurch. Sie sprang wie ein Katzentier an mir hoch, und wir fielen auf den Boden nieder, auf dem ich Matten liegen fühlte. Mir war, als versänke ich in den schweißigen, von schwammiger Vegetation bedeckten Boden eines Urwaldes und ich schrie und schrie. Sie stieß ihre Lippen auf meinen Mund wie einen Dolch. Später machte sie Licht. Wir waren in einem großen getünchten Zimmer. Ein Bett und ein Tisch und zwei Stühle und an einer Wand ein jämmerlicher Öldruck der Gallione des wundertätigen Bom Jesu d'Iguapé verloren sich in der kühlen Größe des Raumes. Zum tief im Mauerwerk steckenden Fenster hinaus sah man auf einen Arm der Bucht, hinter dem sich Mangrovenwälder erstreckten. Man erkannte sie in der Finsternis nur an dem geduckten Dahinkriechen.
»Das hier ist doch das alte Jesuitenkloster!« antwortete das Weib plötzlich auf meine Frage von vorhin. Aber ich beachtete sie nicht. Mir war so elend traurig; ich kam mir verkauft und verflucht vor!
»Ach wie? Izabella hat sich wohl in dir getäuscht!« sagte das Mädchen heftig und sprang wie ein Pfeil auf mich los. Ich mußte mich bezwingen ihr nicht die Faust ins Gesicht zu stoßen. Aber dann schmeichelte sie wieder.
»Komm, wir gehn!« forderte ich sie auf.
Wir stiegen die Treppen hinunter. Hinter einem langen gewölbten Gang, den ich ununterbrochen mit Streichhölzern erhellte, stieß sie eine Türe auf, und rotes Licht schoß uns plötzlich entgegen. An einem Tisch saßen eine Anzahl Menschen. Was ich zuerst sah, waren die beiden Haarsträhnen des Palhasso. Izabella ging voran schnell auf einen Tisch zu. Sie schob mir einen Stuhl hin. Zwei Augen trafen mich aus der Tischrunde mit feindseligen Blitzen. Nur einen Augenblick. Der Palhasso saß wie abgetrennt und aß. Ich schwieg und es rauschte wie trauriger, zudeckender Regen auf alle meine Empfindungen nieder. Durch die offene Türe strömte die Wärme der Nacht und der Gestank des vermoorenden Wassers herein. Da stand Izabella auf und ging hinüber zu dem Mann sitzen, der mich vorhin so bedrohlich angesehn hatte. Aber das störte mich nicht in meinen wehen Gedanken. Ich dachte an das seidige Gold blonder Locken, die ich einst... vor einem Jahr... oder war es denn nicht schon ein Jahrzehnt?... an einem mecklenburgischen See an mein Gesicht gedrückt hatte; um ihren zarten, milden, deutschen Duft zu atmen. Auf einmal saß der Palhasso neben mir und flüsterte mir zu:
»Freundchen, du bist wohl so traurig geworden, weil sie dich verlassen hat?«
»Was liegt mir an dem Weib!« antwortete ich heftig.
»Ja gewiß, es sind nicht die Weiber!... entgegnete der Palhasso... »aber komm, ich bezahle deine Zeche mit und wir gehen nach Porto Seguro hinaus, ans Wasser, wo die fremden Schiffe liegen.«
Da brachen wir gleich auf und gingen schweigsam durch die finstern Gassen. Als

der weiche, flüchtige Sand des einsamen Wegs vor der Stadt unter den Schuhen wich, hob mein Begleiter seine Arme hoch. Er sagte trocken:
»Die Frau, mit der du im Jesuitenkloster warst, ist meine Frau!«
»Was?« schrie ich ihn an. Das war also der Trik. Hier, wo weit und breit kein Mensch wachte, sollte es sich vollziehn!?... Aber ich wollte mich schon wehren und hastete mit der Hand nach der Revolvertasche.
»Was liegt mir an ihr!« fuhr der Palhasso fort. »Sie ist nur da, um mir weh zu tun. Sie geht jeden Abend mit einem andern. Ich liebe sie nicht, und sie stößt mich doch fortwährend wie mit einem Dolch ins Herz. Immer, an jedem Abend, in jeder Stunde! Ich hasse sie und könnte sie anspucken! Äh!«
Dann schwieg er wieder und wir schritten schnell weiter. Die Cikaden schrillten den Takt zu unserm Marsch. In Porto Seguro gingen wir ans Wasser und setzten uns auf einen der beiden zerbrechlichen Landungsstege. Der Hamburger Dampfer war klar erhellt. Wir hörten die Winden in Schreien rattern und prasseln und sahen die Arbeit sich dunkel und hart von den Schuten, die ihn umlagerten, hinauf an sein Deck verspinnen.
Der Palhasso brach das Schweigen:
»Ich hab dich im Zirkus gesehn. Du bist ein Fremder. Ich bin der Palhasso, du weist es ja wohl! Ein Dreckleben. Ein verfluchtes, ekles Leben zum Sicherhängen! Als Kind war ich Sängerknabe in Sâo Joân in Bahia und ich wünschte nichts heißer, als daß ich immer von der Empore, wo ich sang, hinüber an die Kette des ersten Leuchters springen könnte und von ihm zu dem zweiten und wie ein Affe von Kette zu Kette über den Köpfen der Menschen weiter turnen. Nossa Senhora, das wäre schön gewesen! Und das brachte mich zum Zirkus. Und dann bin ich der Affe meinerselbst geworden. Ich falle immer in den Sand der Manege. Es ist mein Lebenszweck in den Sand der Manege zu fallen. Sag mal...«
Ich wartete. Aber das kleine, schwarz umrandete Gesicht stand da mit aufgelöstem Mund, um den das grüne Mondlicht weiche und große Schatten faltete und schaute zum Dampfer hinüber. Es war auf einmal wie weich erstarrt und als hätte es selbst die Erinnerung an die grade verklungenen Worte verloren. Ich schwieg gern, und die Geschichte des Palhasso floß in willkürlich sich ausweitendem Strom in meine eigene Weichheit hinein, wie das Mondlicht in die Mangrovenwälder. Die Nacht war von einer dumpfen Wärme. Der heiße, gebrüht stinkende Dunst der Sümpfe schwälte bisweilen herüber. Man spürte die Fieber in ihm und wagte nicht zu atmen. Die grüne Dunkelheit lastete und trieb die Vorstellungen mit schwerfälliger Wucht durchs Blut.
Der Hamburger Dampfer klopfte und schrie drüben vor Arbeit. Trotz der Nacht dieses Landes. Morgen wird er den Weg nach der sanften Süße der Heimat nehmen und wer mitfährt, darf bald in einem holsteinischen Buchenwald, auf einer Eifelheide oder in einer Bodenseewiese liegen. Aber weshalb fahre ich denn nicht mit? Weshalb reiß ich nicht einen der Kähne am Ufer los und rudere hinüber.
Auch der Palhasso hing noch immer mit den Augen an der rücksichtslosen Kraft

des arbeitenden Dampfers. Für uns beide ging dieser Dampfer dort wie ein Rad, das gewaltig rundum drehte, und wir warteten, ob nicht vielleicht ein Zacken des Rades uns rasch und unversehens erfaßte und hoch riß. Aber ich saß mit schweren Beinen auf dem Steg. Ich lag im Land wie einer der Mangrovensümpfe, naß und moorig und tief und dachte an die Europaflucht, an den kühnen, ungewissen Sprung in die Welt – ach, an die Wanderseeligkeit, die ich in diesen blühenden Schoß der tropischen Länder suchen gekommen war. Und war in diese haltlose Weichheit der tropischen Meeresnacht gefallen. Palhasso, was für ein Unterschied zwischen dir und mir? Für dich den Sand der Manege, für mich diese brasilianische Nacht! Meine Komödie kollert in einer wüsten, gottverlassenen Clownerie zu der tragischen Farce meiner wandernden Seligkeitssucherei. Das Bischen ungewohntes Tropenland meldete sich dem Inspizienten. Irgendwo fiel das Stichwort, und nun hält die nächtliche, in Urwaldgebirge gebettete Bucht von Paranagua in Süd-Brasilien, das fürchterliche Fieberauge der braunen Sümpfe und die grüne Wucht der Nacht auf der Bühne des schwanken Stegs Zwiesprache mit mir. Ein verrücktes Duo!

Täte ich nicht am Besten, Clown, mich an die Brust deiner Groteske zu lehnen und zu weinen! Es gibt kein Erleben in dieser Nacht und kein Geschehn. Das Gefühl ist mir warm gelaufen. Dir, Palhasso, das Leben! Die Landschaft hat mit mir eine kleine Tragödie geschrieben, einen schnellen, erhitzten, gewaltsamen Akt! Ich weiß, morgen wird er sein, wie ein ausggespieltes Theaterstück gegen das große, weitergehende Leben. Aber heute, in der Nachtstunde an den Sümpfen, wippt meine Feder am Hut, die Guitarre schnarrt. Die Sümpfe und die Urwälder im grünen Gebirge lachen plump und begehrlich dazu, wie die Zuschauer im Zirkus über die unglücklichen Sprünge des Palhasso in den Sand.

So geht die Geschichte meines Erlebnisses in Nichts aus... in ein Bündel versprühender Gequältheit, an der Nacht erhitzt, von der Unmöglichkeit meiner Sehnsucht ausgesogen, wie die Groteske des Palhasso gegen die Schönheit der Artisten.

HANS BENZMANN: DAS GESPRÄCH MIT NIKODEMUS

Die Nacht liegt über Jerusalem . . . »Woher
klingt das geheimnisvolle Lied der Nächte?
Horch, wie es singt und seufzt als wie ein Meer,
das keine Seele je zur Ruhe brächte, —
horch, wie es zu dir spricht und in dich dringt, —
dein Herz, die Harfe Gottes, widerklingt . . .
Hörst du es, Nikodem?« Sie schweigen beide
und lauschen, wie von Lust und süßem Leide
das rätselhafte Lied sich ruhlos regt,
wie leis der Wind die atmenden Gärten bewegt . . .
»Du fragst mich, Nikodem, woher ich bin? . . .
Und weißt es nun . . . Dein tiefbewegter Sinn
ist gleich dem Blumenkelch in dieser Stunde
und nimmt den Tau von ihrem seligen Munde
nicht wie ein Wunder und — doch wie ein Wunder hin — —
Horch, jetzt des Windes stärkeres Wehn! . . . doch weißt
du nicht, woher es kommt, wohin es will, —
so ist ein Jeglicher, der aus dem Geist
geboren ist, er lauscht nur seiner Seele still, —
sie ist der Gottheit nie erkannter Grund,
doch wird durch sie der Wesen Gleichklang kund, —
bist du ein andrer jeden Augenblick,
wirkt deine Seele doch nur ein Geschick, —
du folgst und weißt es nicht, warum, — du mußt!
Gott ist ein Geist, sich selber unbewußt, —
ein Geist, der in den Dingen rastlos kreist
und sich in ewigen Harmonien preist, —
hörst du sie tönen? horch, das Lied der Nacht —
O Nikodem, dein Herz ist jetzt erwacht!«
»O Meister, hör ich dich von allen Sternen?
o Meister such ich dich in allen Fernen?«
»Du suchest mich und — — findest stets nur dich! . . .
O Nikodem, so finde, finde dich! . . .«
»So kommt es wie ein Sterben über mich?«
»Du sagst es! horch, nun klingt es wie ein Meer,
das keine Seele je zur Ruhe brächte,
horch, das geheimnisvolle Leid der Nächte, —
woher klingt es, o Nikodem, woher?«
Sie schweigen . . .

KAREL EINSTEIN: VERWANDLUNGEN; VIER LEGENDEN

Ein Jüngling, der sehr die Lust dieser Welt geübt, teilweise da ihm vorkam, als sei es gebührlich, zu verschwenden, was wir weniges an Kraft besitzen, gleichsam, um sich nach jeder Sünde gänzlich zu erneuen und gepeitscht aus gestaltlosem Vergessen in weißen Flügeln aufzuschwingen, und was sonst ein im Traum gleitendes Fließen ist, gepeitscht seinem Wesen gemäß als Gegensatz zu spüren, ohne daß er wahrnahm, wie dieses keineswegs Kraft ist, sondern er rasend sein Ich verbüße in matter Reizbarkeit. Dieser Jüngling zerschliß jäh und zu Fetzen, so daß er nur das Einzelne als Getrenntes begreifen konnte. Denn sein verderbtes Leben zwang ihn und die fast eintägliche Schwäche, teils die jetzt leise ihn bohrende Welt als abgetrennte Klänge zu spüren, teils sich die törichte Hoffnung aufzurichten, daß einen jeden Morgen sein Leben beginne. So kam's, daß er an fast allen Dingen die erste kindliche Form von Verstand und Sehen zu einem überreizten Aphorismus stückte, ohne je vorzudringen zu der sich breitenden Stetigkeit, und gezwungen ward, hundert Tage seines Lebens als hundert getrennte Punkte aufzunehmen, da seine ganze Person nur wie ein Bündel kranker Reizfetzen flatterte. Nur immer gewaltsamere Vergehungen gegen die Gebote unserer heiligen Vernunft und die Gesetze Gottes konnten ihn zu immer minderen Momenten der Besinnung hinquälen, wozu kam, daß er in anderen sich zerreißend die Kette des Zusammenhangs sprengte, die wir Gedächtnis nennen, und die unser Ich ausmacht. Er wurde zur Sünde verführt, nicht weil er sie liebte, sondern weil er sie stolz verachtete und die liebliche Lust, welche das Weib dem Manne gewährt, nie als solche fassen konnte. So beging er den Übermut, Fernliegendes, was ihm eben verschlossen bleiben sollte, zu tun und damit zu sündigen. Denn Gott hat auch Menschen geschaffen, denen inne wohnt, aller Lust fern zu bleiben und nicht daran zu rühren. So stand der Jüngling jeden Tag am Anfang seines eintägigen Lebens, das eine jede Nacht in der Sünde unterging, welchen Rest der Nacht er dann im Nichts eine gerechte Strafe des Erschöpften zubrachte. Der Beginn wie die vollkommene Vernichtung sind uns unmöglich, was der Herr weise eingerichtet. Zuletzt meinte der Jüngling sonderlich, daß diese Vernichtung und solches Leben ihn vielleicht den reinen Formen, welche in uns wirken als Ordner unseres peinlichen Lebens, näherten, da er, die Stetigkeit einbüßend, das Abstrakte gleichsam als Unzerstörbares noch besaß, allerdings ohne daß ihm möglich gewesen wäre, jenes anzuwenden und in seiner beschränkten Kraft zu fassen, da er die Welt sich verstörte und sie wie windverwehte Herbstblätter morsch und raschelnd vor ihm lag. Eine seltsame Tugend darf ich es bezeichnen, überkam ihn; fast daß sein Ich zerstückt, war er verdammt, alles einzeln zu sehen, und so gelangte er zu der kostbaren Kunst, die auch kleinsten Dinge allem abgelöst vor sich zu legen, und wurde er gezwungen, das Einzelne entweder als Namen einzuzeichnen, oder gar fein und sorgfältig es zu studieren. Dies vermochte er, da ihm alle weitgeschwungene Zeit verloren, nur bei den ruhenden Gegenständen, die keiner Veränderung unterworfen sind, wie die Kunstwerke und das Zerstörte. In diese einzelnen Gegenstände paßte er öfters leichtfertig das

grobe Gerüst seiner Abstraktion, aber nicht, daß er diese Gleichnisse einer ruhenden Welt weise verbunden, damit sie stehen, sondern das Einzelne galt ihm als feinste Färbung, ausführlichste Zeichnung und zugleich als Aktion. So hätte er noch eine monologische Welt fügen können, die, um vom Geometer zu borgen, eindimensional ist, getrennte Strecken zieht und begrenzt, denen eben die gemeinsame Fläche ermangelte, da er hierzu die Breite eines keuschen und klugen Lebens zernichtet hatte. Es war etwas Sonderbares um sein Vermögen, wie er die Abstraktion verknüpfte mit den vereinzelten Dingen, die, was sie an Zusammenhang mit der nur im Verband gewebten Welt verloren, welches zusammen ich vielleicht als die Güte Gottes bezeichnen darf, dies unermüdliche Spenden und Empfangen ewig verzweigter Hände, an Kostbarkeit des Feinsten und Ausführlichen gewannen. Auf diese merkwürdigen Gebilde, die gleichsam im Sinne eines ruhenden Seins vollendet genannt werden dürfen, wandte er das Gerüst der ewigen Vernunft an, verführt von dem Ruhen seiner Gegenstände, denen eine gewichtige Form des Lebens, nämlich das Erleben fehlte, in solchem Maße hatte er bereits den Zeitsinn eingebüßt. Seine Gegenstände waren somit nur unveränderliche, und dies sind die Erzeugnisse der göttlichen Kunst und die gestorbenen Dinge der Natur. Es erstickte unter seinen hilflosen schwachen Händen die Welt und lag im Krampf und der Totenstarrheit vor ihm. Dies ist seltsam, daß keines so gewalttätig wie das Schwache und damit eitel und sündhaft, aber was den Sieg Gottes und des Lebens bereitet; der Böse tut nichts an, weil er schwach ist; es ist ein Lachen über den ärgsten Verächter. Dann und wann sendet Gott einen mächtigen Schelm, dessen Sinn aber ist auf das Gute gerichtet, nur muß er einen sündigen Umweg begehen, worüber nachzudenken uns wohl verboten, da das Paradoxon oft die Ausdrucksform Gottes, wie er uns erscheint, sein muß; kann dieser sich doch nie mit unserer Welt ob seiner ewigen Herrlichkeit übereinstimmend decken, wobei wir freilich nie zu erkennen vermögen, ob diese Pracht Gottes sein Kerker ist oder wir ein elend Spielzeug seiner Hände. Jedenfalls, weil Gott, der gewiß über alles erhaben steht, oft zu unserer Welt im Widerspruch erscheint, ist diese erbsündlich von Beginn, wo er uns in Nichts hinausschleuderte und zu Etwas gedeihen ließ, bis er uns ein wenig zurückreißt und verhüllt in einem Tröpflein Regen.

Dieser trübe Jüngling ging einstmal in einen Herbstabend, der still und traurig war, daß ein Schreiten der Tödlichkeit des Tages fast widersprach, wie du neben einem Sterbelager stillstehst und nicht tanzest wie zum Fest.

Die Farben waren erloschen bis zum letzten Rest, aber was das Auge an Lust verloren, mußte sich die Seele an Trauer gewinnen. Wir waren eingehüllt in das Himmelstuch, denn ich schritt hinterdrein, nicht von ihm gesehen.

Diese Trauer war des Jünglings Lust; denn so ist der Mensch geschaffen, daß Qual und Sünde, die er verübt, ihm lustig werden und ihn stets weiter zur Verdammnis locken.

Der Jüngling, geplagt von der Sehnsucht, sichtbarlich sich aufzudrängen dem Auge, wo er immer mehr, wenn auch unter seinem Gekreisch, eines jeden Morgens ver=

loren ging und schwand, tat alles anders wie die anderen um sich ja zu sehen. So verführt die Schwachheit, daß er sich stark dünke und zu Wahn, zu Tod.
Ei ihn lächerte die Trübseligkeit, er prägte künstlich ein Paradoxon »widerspruchvolles Wortspiel«, was nur Gott schicklich und genehm.
Er ging in die blassen Bäume des Waldes und über die mattergreiste Wiese, auf der eine schimmerlose Sonne stand und schwebte. Er fühlte in dem feinen biegenden Empfinden, daß sein rasches Schreiten einen wohlgefügten Gegensatz zu dem sterbenden Tag begehe! aber jenes war eitel, denn wann die Welt zu einem Ton und einer Farbe gestimmt ist, dann wirkt sie stark und gewaltig als nie, und das Schreiten in den gleichen Abend ist vergebens, zumal sonst der Abhub der Zeiten sich prächtig und bezeichnend färbt in der Glorie einer roten Sonne, unter welcher du gewandelt vom Lichte gehen darfst.
O der Jüngling ward müde und lag bald auf dem Wiesenplan, dem greisen Haupt einer lebenden alten Erde. Die Halme standen eng, stark und spitz zu Höhe, das Licht war schwach und stark genug, das alles für sich stand und steilte.
Der Jüngling lag nieder, und wie er büßen mußte, sorgfältig studierte er den Eindruck im Gras, den sein Körper angerichtet, dann merkte er ein Blatt zwischen seinen Knieen hergeweht, das einzige ihm sichtbare in der Weite. Es war sonderbarlich gezackt, und seine Farben eilten vom blöden Weiß bis zum Rostrot geteilt und übergehend. Die Adern des Blattes quollen aus dem Gefüllsel wie die Sehnen alter abgearbeiteter Hände. Und waren braungelb; zerfressen war es.
Dies Blatt hob er auf und beschaute es und ihm war, er habe noch nie ein solches gesehen, besah es nach allen Seiten, wandte seine stolzen Worte heran, wie Ornament, Liniengefüge und solches mehr, im Nachdenken über das Blatt. Wenn dies ihm wieder vor Augen kam, spürte er, daß die Worte und Gedanken nie ausreichten, dies Blatt zu bilden. Und ihn gedachte, daß es viele Blätter gebe im Wald und er nie alle sehen und nie begreifen und nie zu wissen vermöchte, was denn wirklich ein Blatt ist, worauf er lange Zeit sann, ohne Bestimmtes sich vorzustellen als einen stechenden Schmerz, denn ihm war weh im Ohnbewußtsein, daß er die Kraft verloren des Zusammenhangs, der webt und genügsam macht, daß er zeitlos geworden. Das Blatt war unter seinen Händen stets ein verändertes, wann er hinschaute, und er sprach flehendlich zum Blatt: »Bleibe, daß ich dich erfasse.« Aber das Blatt wuchs gewaltig und drohend, er preßte es zwischen den Fäusten, doch das Blatt ward zum Himmel und zur Erde und ward die Welt und Gott, da er nichts anders mehr zu blicken und denken vermochte als das Blatt. Da überkam ihm wieder, noch viele Blätter seien, die ihm verborgen im Wald geblüht und lägen jetzt zu Boden, und daß er sie nie begreifen werde, weil er nie einen Frühling mit ihnen geblüht. Dies aber stellte sich ihm nur als dumpfen Schmerz dar, und es zog ihn zum Wandern unter dem Himmel nach den Blättern der Erde, die ihm die Erde und alles waren. Und er schwand mir an der letzten Kurve des seidigen Himmelsgewölbes, das ihn den Augen entzog.
Ein spätes darauf fand man einen anständig gekleideten jungen Menschen in einem

entfernten Land erstickt unter einem Haufen welker Blätter, den er wohl selbst geschichtet, vielleicht auch, daß der Wind sie darüber geweht.

DIE ZWEITE LEGENDE

Ein Dichter, der in klingenden Sätzen prangte, bildete solche die meisten Stunden seiner Tage. Seltsam scheinte es, wie er auf die Art ihres Zusammenklangs, ihre Abstufung, Verwandlung merkte, sie reihte und gliederte. Er eignete gewaltige Macht der Rede und sprach als ein lebendig Wort, wie Gott dies selten zuläßt. Er besaß die Kraft, verstorbene Sprache zu erwecken, jetzige Redeweise zu töten und künftige zu schöpfen. Weniger sorgfältig beachtete er die Seele des Dargestellten, insoweit es sich für sich lebt, und so waren seine Werke nicht durch Liebe zu Dem und Jenem, sondern durch die Gebärde seiner Worte stark. Diese liebte er, daß er sich alles Schauens enthob und zuletzt eine Sprache und sonst nichts zu bilden anstrebte. Diese sollte eine gänzlich erschaffene sein. Jetzt ging ihm auf, wie er auch neuer Gegenstände bedürfe, damit eine sprachlose Zunge rede; vergessend, daß ihm solches nicht zukomme, und er, ein Menschenleib, im Menschlichen zu verharren bestimmt sei; denn nur Gott kann eine Welt aussprechen. Dieser Übermut zog ihn zu gewissem Verderb. Satan ist nichts anderes als die Negation. Wenn der Dichter in gewissem Sinne bereits die kräftig sich darbietende Welt unterschätzte, ganz in Worte verwesend, so war dies seine erste Sünde; denn dankbar sollen wir das Leben annehmen und geziemend in Gott es verbringen, aber nicht in den geringen Menschenwerken uns einseelen. Wie die Sünde die Zernichtung des Guten, so zerstört sie auch alles Wesen und Sein und streckt eine von Gott verworfene Seele empor in die ihr feindliche Gottwelt. Da aber der Mensch nie der Dinge, die gefährlich und schön leuchten, entraten kann, so ist ihm unerträglich, ein gänzlich Neues anzustreben; diese Mühe in Maßen ist gut, und in ihr lebt der ewige Abschied des Menschen von Gott. So lange Zeit dies verharrende Trennen besteht, ist die Dauer des Menschen und seiner Erde verbürgt, beendet jenes, was geschieht, wenn die Natur Gott überwindet, ein neuer Mensch wird und ihm eine neue Erde blüht; oder wann ein Mensch Gott erreicht in diesem Leben, wessen selbst unser Herr Christus ohnmächtig war, dann ist eine dinglose Seligkeit — aber es straft sich, wer aus dieser Welt sich im Geiste lösen will. So vermochte auch der Dichter nichts anderes in seinem vermessenem Tun, als sich der Welt zu entledigen und leer zu sein. Es war dies aber nicht eine unbewegliche Stille in Gott, der sich uns als ein seliges Nichts darstellt, sondern eine gehüllte Sucht nach neuen selbsterschaffenen Dingen, welche füglich unfüllbar. Es ist aber eine große Strafe und Macht des Weibes, daß es der Satan und die höchste Lust des Mannes, denn es gewährt ihm ein Vergessen aller, und er nur eine Eins spürt, daß die Lust aber und das Weib diese Eins bilden und gewähren, gibt uns den Satan im Gott; da die Seligkeit keine Lust sein darf und ihr Spenden ein Wesen ist, somit ist das uns Höchste die Versunkenheit, am leichtesten gewährt und möglich in der Verdammnis. Hat ja das Weib selbst unsere heilige Religion geschmutzt

und aus dem Herrn Jesu Christo, dessen Leben ein wohlgerichtet Sichverzehren, ein Absterben unter Kreuzesschmerzen darstellt, häufig zum farbig gekleideten Buhlknaben voll Zier zuchtloser unersätteter Weiber verprunkt, welchen Abweg ich einfurchte, um den Unmut des Frommen zu erledigen.

Der Dichter saß vor seinem bildlosen Streben und suchte das Neue. Da ging ein stolzes Weib seine Türe vorüber. Streng schaute sie und abweisend gegen einen jeden. Hier sah er ein Geschöpf schreiten, abgeschlossen und entfremdet allem, so sehr lag dem Weib die Selbstliebe in den Augen, und war ein ander Geschlecht wie er. In der Sucht nach dem neuen Geist lernte er das andere Geschlecht urplötzlich lieben und ehren und enthob sich schleunig seines Gemachs, ihr zu folgen. Dies aber ist des Weibes Sünde, daß es die Zweiheit bildet und ihm die Einung im Geist nicht verstattet. Sie dehnt sich etwa darnach und entlockt dem Mann verständige Worte, erfeilscht durch Lust, denn ihre Mittel sind Sünde; doch ihr hilft nichts vom Verstand des Mannes, da ihr keine Vernunft gegeben und Einheit, drum sie des Mannes Welt verstört; so ist das Weib reine Negation; wenn auch des Öfteren herrlich anzuschauen.

Der Dichter aber hatte sein Weib nötig, wie denn, wer im Geiste nicht atmen kann, an der Lust sich verschnaufen muß.

Gar bald saß er bei ihr im Hause, denn die Frau merkte, daß in ihm vieles zu entkleiden und zu zerstören. Sie, die nur sich am Nächsten freuen konnte, dürstete nach den fernen Erzählungen des Dichters. Köstlich war ihre Kunst, auch die Lust schuf eine solche, da alles, was sie tut, der einen Sünde dient. Das Weib zeigte sich dem Dichter in vielem Schmuck und Gewändern, daß oft er sie kaum zu erkennen vermochte, blieb bei ihr und vergaß Gottes und der Welt.

Solche Kunst des Weibes vermag ich nicht zu beschreiben. Aber ich sage euch nur, daß der Dichter meinte, aller Welt Bewegung sei im kunstvollen Schreiten der Frau gesammelt, die Knospen ihrer Brust blühten Topase und in ihren Adern quelle alles Gold. Im Schatten ging sie steil und ihr Abbild deckte die Erde zu, aller Sonne Licht brannte in ihrem Scheitel und im Dämmern war sie ein matt prächtig Bild.

Des Nachts glühte sie gleich einer feurigen Schlange und war voller Kraft des Gewandes. Von dem tiefen Schwarz eines bergenden Mantels an und einer Perle, die ihren Schoß zeichnete, erschien sie geheiligt in violettem Gewand mit goldbesponnenen Brüsten, und ihre Knospen waren lapislazuli. Dann zog sie ein braun Gewand über, sah üppig und gütig, dann ein gierig gelbes, dann aber erschien sie mit hüllenden weißen Binden um den Körper und tanzte dem Dichter, mit engen Schritten beginnend und in wenigen Linien sich bewegend, umgeben von den kleinen Flammen weniger Kerzen. Sie tanzte immer kecker, löste die sparsamen Glieder und verließ das Gewand. Sie streckte und beugte sich, daß sie alles vom Menschen verlor und spreizte als ein trunken Gebilde, das die Welt vergaß, in solcher Gewalt raste sie. Und war ein aufgelöster Baum ohne Wurzel und ein gestaltlos Glitzern über den Wogen, verbrannte Wolken des Weihrauchs unter Kuppeln und ein Schrei — farblos stiebendes Wirbeln.

Und eines, es glich, sie umtanze den Kreis der Kerzen, der zu Beginn ihre Form und Scham war, als übergleise sie die Lichte und einkreise sie die dunkle Höhle. Das Licht verging, ihre Haut berieselnd, und war, sie trüge eine Feuersbrunst durch die Säle, sich schwingend gleich Hochzeitsfackeln, und tanzte sie hinaus in die Welt verflucht von Gott und konnte nicht versinken im Meer und war gerissen überall hin und loderte über die Erde im Rausch. Wer sie sah, der mußte springen und starb bald. Der Dichter saß mit der erweckten Lust und hatte eine Kunst gesehen unnachahmlich, größer als die seine, und alle Rede wahr ihm fremd geworden. Er schritt nach Hause, hockte über den Worten, verstand keines mehr, nur daß er des öfteren unsinnige Rede anhob und sagte — die Sünde tanze.

DIE DRITTE LEGENDE

Ich ging einen strahlenden Mittag entlang, mich zu erfrischen. Kam über eine Wiese und freute mich des hellen Grüns. Da legte sich die dunkle Welle meines Schattens auf das Gras und nahm mir alle Farbe hinweg. Der Schatten aber hatte nicht meine Gestalt und war mir fremd. Er sah aus wie ein großer Vogel in eine Fläche gespannt, der flog in der Wiese und war gesprenkelt von den Blumen und den Gräsern, aber saugte ihre Farbe ein. Ich ging rasch in das Dunkel, um ihm zu entfliehen; da ward er farbig, und der dunkelrote Wald leuchtete in violetter und grüner Zeichnung. Die Bäume entschwanden mir, als ich ihm entgehen wollte und in die Höhe sprang, denn er flog mit mir auf, deckte die Bäume zu und verbarg mir den Himmel. Alles tat er gewaltiger als ich. Ich rief ihn an, doch er schwieg. Ich sprang in ihn herein, ihn zu zertreten, doch er sprang über meinen Kopf, verhüllte mich einen Augenblick und dann quoll er vor mir her. Ich konnte mich nicht sehen, doch ihn, und was ich meiner Gestalt vergaß, gewann er an Leben, und alles errang er sich in großer Stille, daß ich nicht mehr zu sprechen wagte, um ihm gleich zu werden, und ich vergaß den Raum um mich her, der Schatten verbot mir die Bewegung. Er widerlegte mir das Sicherste, die Mathematik, denn er war zweidimensional oder vielleicht war seine wirkliche Gestalt unter der Erde. Meine Hände riß ich blutig, da ich den Boden aufgrub, seine Gestalt auszuwühlen und zu töten. Aber meiner Hände Blut saugte er auf und leuchtete, geschmückt mit der roten Kraft meines Lebens, er war nur Gebärde. Und wir rannten zu zweien in das Sonnenlicht, da ward er kürzer und so klein, daß ich glaubte, mit ihm dahin zu schwinden. Jetzt ist die Zeit gekommen, gegen ihn zu ringen, und warf mich über ihn, daß er ersticke. Doch er wuchs wieder im Rot der untergehenden Sonne und verdeckte ringelnd mir alles. Ich bin ein Vogel, der im Wiesenplan umhersaust, dessen Gestalt unter der Erde ist, die ich nicht kenne, der seine Farbe mit der Sonne wechselt, bald gewaltig, bald ein Zwerg ist. — Wo bin ich, der ich mir immer entfliehe — DUICH — bleibe bei mir, du grüner Wiesenvogel, du schweigendes Tier. Du von mir erwürgter, der jetzt im roten Blute prangt, es entfließt einem sonderbaren Wesen, das neben mir wie ein strömender Hügel liegt — mein Vogel, wir steigen in die Nacht uns bergend.

VIERTE LEGENDE

Ein heiliger Mann kam zu einem schwachen kranken, der zu Tode lag.

Dies war ein Jüngling, der sich in schwerem eklen Leiden wälzte, das ihm sein böses Leben gebracht. Alle flohen vor ihm und er lag verlassen in seinem Hause und entbehrte der Speise und des Trankes, da keiner ihm solches für goldenen Lohn gereicht hätte: denn seine Krankheit überkam einen jeden, der in seiner Nähe verweilte, und er war gebettet in der Stadt wie ein Zeichen der Pest. Da seine Krankheit immer ärger wurde, schrie er laut des Nachts, der Bürger sah dann die Seuche über die Dächer der Häuser hinfahren, so die Stadt voll Schrecken und Angst voll wurde, daß ein jeder sich zu Gott bekannte, tägliche öffentliche Umzüge der Priester beging, welche die Glorie des heiligen Leibes umhertrugen; und ein jeder küßte sie, um nicht von der Seuche befallen zu werden, war heilig einen ganzen Tag und sicher des Nachts vor der Stimme der Pest. Keiner betrat seines Eheweibs Kammer, die Buhlinnen der Stadt wurden durch Ratschluß vertrieben, solche aber, die dem Jüngling gedient, in strenge Haft geschleudert.

Es mochte einige Zeit vergangen sein, daß die Stadt solcher Schrecken und solche Heiligkeit überkamen, da trug ein junger Priester die Monstranz durch die Straßen, und hinter ihm zogen die Chorknaben, herrliche fromme Lieder singend, jauchzten und klagten Gott viel stärker und schöner denn sonst, daß alles tönte, die Gebäude und die Straßen, und Musik wallte die Stadt entlang. Die Töne bestrahlten die Angesichte der Menschen, und die Knaben schritten einher gleich wandelnden Lilien, und der Zug war eine tönende Harfe. Dies geschah, weil der junge Priester, der dem Zug vorausstrahlte, ganz besondere Kraft von dem Heiligtum in seine Hände erhalten. So gewaltig war sein Glaube, daß die Pracht der Monstranz nur noch das Leuchten seines Hauptes schien und hinter ihm schwebte. Alle neigten sich, die Trauer wandte sich zur Freude vor Herrlichkeit, die Knaben und die Einwohner tanzten auf den jubelnden Gesängen, und ein jeder sang sein Leid aus dem Herzen. Und zogen sie hinaus auf die Wiese vor der Stadt, zu feiern, da mit dieser Freude sie begnadet worden.

Allein der Priester verblieb vor einem Hause, das war öd, und wußte vor Seligkeit, hier liegt ein Unerlöster, und stand da, die Klage anhebend. Er schritt in das Haus, aus dem ein übler Geruch entgegenquoll, und hier lag der Jüngling mit dem Tode und der Pest zusammen. Er war in ein elend Vergessen geraten, der vordem geliebt und herrlich dreinschaute.

Der Priester aber trat zu ihm heran, nahm die zerfressenen eitrigen Hände des Jünglings, die beide zu Boden hingen, hielt sie aufwärts, küßte dem Jüngling den Mund, legte sich über ihn und betete in seine geöffneten Lippen voll Inbrunst mehrere Stunden lang. Nachdem er solches getan, verließ er das Haus. Das Volk war indes vom Tanz zurückgekehrt, da nun Abend geworden, sah den Priester aus dem verhaßten Hause gehen, einer hob einen Stein auf, warf ihn gegen den Mann, welcher starb, dessen nicht viel bedurfte, denn alle Kraft war von ihm gewichen, damit ein gewaltig Wunder verkündet werde.

Der Jüngling erwachte, stand auf voll Kraft und war ihm gleich einem Heiligen innen und gänzlich gewandelt. Ihm hatte seltsam geträumt, die Pest sei hinausgegangen unter den jubelnden Tänzen der Mitbürger und wäre weit weggesprungen, umjauchzt von allen. Er war ein seliger Mann geworden, der viel fromme Weisheit kannte, und seine Gestalt veränderte sich sonderlich in wenigen Tagen, da er des Erschlagenen Seele und Umriß sich im Traume eratmet, und ging in den Straßen, wo das Volk von ihm wich und sprach, der Erschlagene sei sichtbar auferstanden, wandle in weißem Hemd durch die Stadt und lächele einem jeden zu. Da vor ihm alles floh, außer wenigen kleinen Kindern, die man vergessen und die von nichts verstehen konnten, ging er zu diesen, nahm sie lieblich an seine Brust, so daß sie zu ewigem Leben gesegnet waren. Die Menge aber gewann Vertrauen, fiel vor ihm nieder und er lebte liebreich unter ihnen mit dem Verstand unbegriffen von sich selbst, aber seiner gewiß im Glauben an die Gnade des Herrn.

MAURICE BARRÉS: DER MORD AN DER JUNGFRAU; DEUTSCH VON HEINRICH LAUTENSACK

»Immer zu traurig, Amaryllis! sollten dich die jungen Herrn im Stich gelassen haben, deine Blüten welk, deine Wohlgerüche ausgehaucht sein? Ließ, Atys, das göttliche Kind, von dir mit seinen eitlen Liebkosungen? Amaryllis, wünsch dir was, einen Gott oder ein Kleinod, wünsch dir alles, außer Liebe, die kann ich hinfort nicht mehr; — obendrein, was vermöchte nicht ein Lächeln von einer, die Aphrodite zärtlich liebt?«

So sprach Lucius gelinde mit Amaryllis, der sehr jungen Kurtisane mit den Goldaugen und dem goldenen Haar; und ihr Barkschiff gleitet dazu auf dem blauen Kanal hin, und die Seerosen rauschen.

Von den schlafenden Bäumen wacht unbewegt das Spiegelbild auf der Oberfläche des tiefen Wassers. Das Ufer wartet prunkend auf mit seinen wollüstigen Landhäusern, seinen Pomeranzenhainen und seiner großen Stille. Zwischen dem grünen Gezweig leuchtet zuweilen der gelb gewordene Marmor einer Gottfigur auf, und das unveränderliche Verhalten dieser manchen Götter scheint wie eine Geringschätzung der veränderlichen, schillernden Reden der leichtblütigen Orientalin und ihres skeptischen Freunds. Weit weit und in der Wärme blaßrosenfarben verfließend ist es nur die Linie der Berge, der Hort der Einsiedlerischen und der wilden Tiere, die ein wenig diesen Himmelstraum verstört. Und nun ist man schon dem Gestade sehr nah, an dem die Stadt wollüstig hingelagert ist, von den Lippen der Wellen und der Winde geschmeichelt, die Stadt die die Arme über das Meer ausstreckt und die das ganze All herbeizurufen scheint, herbei ans Duft ausströmende und fieberhaft durchwühlte Bett, der Agonie einer Welt zu Hilfe und zu der Geburt neuer Jahrhunderte.

Mit einer müden, überdrüßigen Grazie ruht sich Amaryllis auf weißen Seidenpolstern aus. Der schwere Mantel aus Blattsilber — als ob er verwundend eindränge auf den nachgebenden Mädchenleib. Die runden blaugeäderten Arme liegen wie eine Krone um das Gesicht der Jungfrau, das die Jünglinge aufpeitscht. Und so geht das leise Lied ihrer Stimme:

»Lach immer, Lucius, lach zu. Wenn ein Sterblicher meine Langeweile zerstreuen kann, bist dus, von dem ichs hoffe. Du hast geliebt, Lucius, man erzählt, daß du geweint hast vor Betten, die dich verschmähten oder die zu kalt waren. Heut, überdrüßig, lachst du über die Frau. Begreif doch, daß mich dies ewige Geseufze der Männer zur Verzweiflung bringt. Ich bin jung und schön und langweile mich, ja, Lucius. Die Zärtlichkeiten dieses Atys, die Mysterien der Isis und wie groß Serapis sei, befriedigen meine Sehnsüchte nicht; was will mir Aphrodite? Ich bin es, die die Liebe erregt; ich weiß um ihre Leiden, und daß sie einen tot machen, denn Liebegirren wird zur Gewohnheit. Ich bin eine Syrierin, die Tochter einer Freigelassenen, die eine Seherin war; du bist ein Römer, fast ein Hellene, du weißt dich lustig zu machen, Lucius, aber trösten wär ein Süßeres, Köstlicheres.«

Der Römer lehnte an einem Schaft des purpurnen und schwarzen Baldachins und

spielte mit den Goldquasten seiner gelbseidenen Tunika. Die Eleganz seiner Bewegungen erzählte, daß er ein Lebemann war, gewöhnt, es zu sein, und müde, es zu sein. Er meidet gern die ernsten Worte, die bald geschmacklos klingen.
»Du, Amaryllis. Laß mich, bitte, ein wenig erstaunt sein, daß so ein kleines Herz soviel leiden mag, und was sich hinter so einer schmalen Stirn Merkwürdiges aufhält. Du hast junge reiche Liebhaber, hast Philosophen; ja; hast sogar Affen, die dich allzusamm' aufheitern können. Und da sehnst du Götter herbei und Dinge, die nicht einmal Namen haben!«
Die bläuliche Seide ihres Obergewands ließ den jungen Weibleib, in Brokat starrend, durchscheinen. Die schlanken Finger spielten mit der gelblichen Kristallkapsel, darin ihre Mutter dereinst Beschwörungsgebete verschloß. Nichts war hörbar als das Wasser unter der Barke; und von Zeit zu Zeit schoß ein Fisch auf, daß sein Leib ein silberner Blitz war. Aber das zermarterte Herz des Kindes war traurig.
»In welches Theater, zu welcher Wundertäterin oder in was für einen Tempel geht unsere Amaryllis heute? Ich möchte sie doch gerne führen, wohin sie es treibt, ehe ich selber ins Serapeum gehe.«
»Du bist von der Athene eingeladen?« fragte die Junge und erhob sich, und ihre Stimme klang aufgeweckter. »Athene! Sie weiß die Dinge, so sagt man, und die Götter beschützen sie. Einmal, mitten unter Blumen und jungen verliebten Leuten war ich, da hab' ich sie gesehen, auf einem Turme vom Serapeum, sie war verzückt und ganz in Weiß. Meine Freunde jauchzten ihr zu, aber ich war garnicht eifersüchtig, weil sie doch eine keusche Gottheit ist. Und dann kamen von jenen Menschen dazu, die ein Kreuz anbeten und alle Gewißheit besitzen, und pfiffen sie aus. Über ihr erblaßte der Mond, hoch über aller Roheit. Aber jene andern wurden in Licht von der aufgehenden Sonne getaucht, wie in Blut, in Siegerblut, und ich muß denken, das sei eine Vorbedeutung. Sag, wie macht die sich denn die Seelen dienstbar? Ist sie schöner als ich, sag? Vielleicht könnte sie mich heilen.«
»Immerfort träumst du doch, Amaryllis. Deine Träume verderben dir die Freude am Leben. Lächle lieber, du meine liebe Lydierin, und zu deinem Munde werden die einen kommen und an deinem Kuß zerbrechen, die andern kommen und ihre letzten Täuschungen loswerden. Raub du die Stunde aus, die gegenwärtig ist, leb an den Liebesbränden der Jüngsten und an den Freundschaftsfeuern derer, die wollustmüde geworden sind — und laß die Jungfrau vom Serapeum sich von Vergangenem nähren!»
Und er beugte sich und hielt die Hand der Amaryllis in seinen Händen. Aber Amaryllis fing an zu weinen:
»Bei unseren Lüsten, die dir noch gegenwärtig sind, bei deiner Liebe, die du zu meinen kleinen Grübchen empfandest, bei dem Haß, mit dem du die Christen hassest, die mich nicht mögen, bei meinem Weinen, das mich wieder häßlich machen wird, Lucius — Lucius, bring mich zu der Athene!«
Der junge Mann hielt sie mit seinen Armen auf und kniete vor ihr:
»Du bist dazu ausersehen« sagte er »daß du einen gesunden und schönen Leib

trägst. Wer möchte den öffnen und die Gedanken in ihn einlassen, die doch alles entstellen!«

Indes, da sie nicht aufhörte zu jammern, und der froheste Tag durch Tränen einer Frau zu einem betrüblichen werden mag:

»Nun gut, Amaryllis. Lächle und gib mir die Hand, daß wir zur Athene gehen und daß ich dich weise, wie eine junge Schülerin.«

Da hob das Kind den Kopf auf. Es erstrahlte das feine Gesicht, und ganz schnell richteten die Hände im Haar. Die Ruderstangen hielten an, und die Barke stieß leicht ans Ufer, wo eine Menge Volks promenierte.

»Ins Serapeum!« sagte sie groß.

In einer Sänfte und im Schatten der Säulengänge kamen sie langsam vorwärts, unter den Parfüms all der möglichen Stämme dieses durch allerlei seltsamste Prostitutionen des Weibes und junger Männer gesteigerten Orients. An einer Straßenecke, plötzlich, stürzte ihnen dann ein Pöbel mit Heulen entgegen, lauter wilde Gestalten und von etwas sehr begeistert. Christen warens, die so daherstürzten, und die Juden erschlagen wollten. Die Kurtisane erzittert; duckt ihr feines Gesicht an den Draperien; und unter dem rieselnden Goldhaar will es ein wenig lächeln und sucht die Augen des Lucius. Da schrie einer aus der Flut, die sich daherwälzte, einer, der alles mit seinem Wuchs überragte und der sie alle aufreizte, schrie:

»Das Weib der Gastmähler wird mit Weinen in den Tempel laufen! Der Gott ist gekommen, mit seinem Kuß von den Küssen des Menschen zu erlösen!«

Und dann verschwand das alles, ein paar gekrümmte Straßen hin, Metzeleien entgegen. Mit der dreifachen Krone seiner zerfallenden Galerien und den hundert halbversunkenen Stufen seiner Treppe unterwarf sich das Serapeum sichtbarlich all den Glanz, all die Unzucht und all die Schwärmerei der Stadt. Auf seinen Mauern, die aus den Fugen gleiten wollten, nisteten wilde Kapernsträuche und blühten. Aber es war – wie das Grab Hellas. Angefüllt mit den Bildern alten Ruhms und mit einer Bibliothek von mehr als siebenmalhunderttausend Bänden. Diese kostbaren Reliquien dankten ihr Leben dem frommen Eifer einer erhabenen Jungfrau, jener Athene.... gleich wie unser Heut-Empfinden, das sich verfolgt sieht, zum elfenbeinernen Turm flüchtet....

Athene waltete über die Satzungen und über die Lehren wie über ein Erbe und war allwöchentlich der Mittelpunkt des Kreises der Hellenen. Und hielt in den Herzen, die aus der Zeit und aus der Heimat verbannt waren, wach, daß Denken eine Würde sei und Erinnerung eine Tat. Und sie wurde sogar geliebt von denen, die sie nicht begreifen konnten.

In dem großen Saal, der mit Mosaik ausgelegt war und strahlte, und der mit soviel Menschendenken und -geist prunkte, erschien Athene wie eine Herrscherin, von Römern, von Griechen und von vielen schweren Greisen umringt, ja auch von einigen Mondänen, die Gefallen empfanden bei schönen Diskursen und anmutigen Sprüchen. Und Athenens Augen und Athenens Gesten hatten Harmonie und Frieden.

Lucius folgte ihr, wie Amaryllis, unruhvoll und reizvoll zugleich, eintrat.
»Schön bist du, Amaryllis. Und doch steht es dir an, daß du eine von den Unserigen seiest. Du sollst erfahren, was Griechenland war, was seine Portiken unter dem blauen Himmel und was seine immergrünen Olivenhaine waren, daß alles Götteratem lind bewegte, Heiterkeit die Leiber und die gesunden Seelen badete; und dein schnelles Blut wird leicht den Zusammenklang von Wunsch und Sein hören lernen. Plotinus, dem die Götter ihr Herz eröffneten, pflegte zu sagen: Wo die Liebe ging, da stellt sich der Verstand ein. Amaryllis, du, die in der Kypris Wohnung hatte, nimm deinen Platz unter uns wie eine Schwester, die es verdient, daß wir auf sie hören.«
»Du Athene« sagte ein Jüngling »du magst die Liebe willkommen heißen?«
Aber sie hielts nicht der Müh für wert, auf solch flehentlichen Vorwurf zu hören, und bedeutete lieber, daß sie aufgehört habe zu sprechen.
Stand einer auf, ein Redner; und brachte gar betrübliche Nachricht vor, wie jene Christensekte mit ihren aufdringlichen Lehren sich ausbreite, sprach von dem Schaden jener weichlichen Religion, und wie die ehrwündigsten Traditionen dabei zu Fall kommen mußten. Und er beschwor das unheilkündende Bild jener Ebene herauf, darin ein Kaiser und ein Philosoph inmitten einer großen und bestürzten Menge den Tod erlitt. Julianus! deinen Ruhm sang er, du Fahler, Gemeuchelter, du Opfer der neuen Lehre! du warst aus diesem Alexandrien hervorgegangen und trugst das Kleid des Weisen unter dem Purpur des Triumphators und trugst ein letztes Lächeln, wenn alle Männer so wie Weiber klagten — und was auch zu den Stufen deines Thrones flehte und drohte, dir waren die hohen Worte und die stolzen Gedanken eigen, die nimmer knien und dienen....
Und da schrie alles Beifall zu solcher Glorie jenes gekrönten Bruders. Und als der Alte, an der Größe des Gegenstandes seiner Rede wachsend, in altehrwürdigen und glorreichen Sätzen die grüßte, die angesichts der Barbaren den Tod leiden um den Frieden der Welt, und die noch Edleren, die für die Macht des Geistes und um die Denk- und Grabmale zu kämpfen wissen, da sprangen alle auf, die Frauen wie die Männer, die Jünglinge mit dem siedendem Blut und die mit des Alters Friere, sprangen alle auf und lobpriesen den Redner und den Namen Julianus, und waren ganz eines Mundes darin, daß jetzt der Tag der berühmten Rede des Perikles neu gekommen sei.
Aber der Redner war alt und wußte sich selber keine Grenze. So entstanden gesonderte Unterhaltungen.

»Laßt uns auf die Götter und auf die Poesie vertrauen« sagte ein Poet. »Wir werden über das gemeine Volk siegen wie unsere Väter dereinst über alle Barbaren siegten. Ein paar ihrer Anführer zählen doch zu den Unserigen!«
»Vergessen wir nicht« unterbrach ihn da ein Römer und einstiger Befehlshaber einer Legion »daß diese Anführer nichts tun können. Wir lieben und verstehen zuviel Dinge, die Menge haßt uns wie sie das Serapeum haßt und alles das sie

nicht begreift, und wenn wir uns nicht als Barbaren aufspielen, werden uns diese Barbaren zermalmen.«
Ein Gemurmel entstand, und Frauen verhüllten ihre Gesichter. Unterdessen sprach Amaryllis zu den Jünglingen, sehr singend und sehr leise:
»Wir sind Hellenen — aus Stolz. Aber wohin zielt unser Herz?... Von Phrygien, von Phönizien kamen sie uns her: Adonis, den die Frauen mit Küssen aufwecken, Isis, die Herrscherin, und die ewig gütige Große Artemis von Ephesus. Und vom Orient her kommen nun die Amulette, und die Namen ihrer Götter, die viel älter sind, erfreuen überdem die wahre Gottheit.«
Ein anderer sagte Idyllen her; und eine süße Heiterkeit badete sein Antlitz.

Schatten glitt jetzt in den Saal. Durch die offenen Türen zu den Terrassen drang ein wenig Kühlung ein. Auf dem Mosaik rückten die Jünglinge ihre Fußschemel aus Ebenholz näher zu den Polstern der Frauen. Die dunklen Linien der Truhen verschwammen mit Seide und Brokat; die Fresken löschten halb aus und sahen noch gläubig versunkener in diesem Helldunkel; der Saal schien höher und die marmornen Götter noch göttlicher.
Die Jungfrau, die ragend stand, blickte auf diese kleine Welt, die einzige unter den gegenwärtigen von der sie wußte und die sie begriff und in der sie lebte. Und wenn sie manchmal eitle Phrasen und Seichtheit aus dieser Umgebung zuließ oder wenn sie tief hineinsann in den Schoß des Seins, verriet ihre edle Erscheinung nichts von allem....
In diesem Augenblick quoll ein Geschrei von da unten auf und drang taumelnd ein in die Versammlung und fuhr über sie her, daß die sich unruhig aufrichtete. Schmutziges Volk tobte am Fuß des Serapeums. Die Verwegensten hatten die ersten Stufen zum Tempel erstiegen. Da waren sie in widerlichen Lumpen, den Kopf hintübergeworfen; die Kehle und die Brust gebläht von Verwünschungen. Und der Name der Athene stieg hundertmal auf aus dem Haufen wie eine Blase aus einem giftigen Morast.
Die Jungfrau mußte sich nicht halten, sie lehnte sich nur leicht gegen den abbröckelnden Marmor des Geländers. Und wie sie über die gleichförmige Ebene der Dächer hinsah, waren ihr die dunklen Einschnitte der ans Serapeum angrenzenden Straßen wie die Abläufe des Schmutzes der Stadt und dieses unsauberen Pöbels.
Ein Alter nahm respektvoll die Hand des jungen Weibes und sagte:
»Weder anhören noch fürchten sollst du sie.«
Sie aber führte ihn sacht beiseit.
Da fragte Amaryllis: »Ist es möglich, daß die Tempel derer da unten von Frauen voll sind? Welch unendlicher Reiz mag von dem schönen Jüngling ausströmen, dem sie dienen!« Und sie fühlte sich hingezogen zu jenem Unbekannten, und sie fühlte sich ungleich mehr Schwester zu jenen verwegenen und furchtbaren Männern als zu diesen stolzen Römern, diesen ewig Spöttischen und Überklugen.
Und da hörte sie halb die ironische Rede des Lucius:

»Schauen wir nicht auf sie! Sie übersehen ist noch ein Vergnügen. Aber sie verachten dürfen wir nicht. Verachten will rohes Angespanntsein und würde uns diesen unnatürlichen Fanatikern gleichmachen.«
In diesem Augenblick wankte unter der Wucht der Menge eine der Anubis-Säulen, die den Platz schmückten, und stürzte hin — und ein Triumphgeschrei flatterte hoch, höher als die Staubmassen.
Athene wandte sich langsam um. Eine Hoheit ging aus von ihr, die die Wut eines Pöbels für nichts achtete, und sie stimmte eine heroische Hymne der Väter an und ihr Gesang über dem Sieggeschrei des Pöbels war wie ein königlicher Schwan auf bewegten Wogen.
Und da sie innehielt, die Kehle gebläht, keichend fast und unter dem Kuß des Gestirns das fernhin in Gold und Purpur sich neigte sehr verwandelt, erbebten die Jünglinge vor Liebe zu ihrer Schönheit. Ein majestätisches Schweigen trat hinter ihren Worten ein. Sie stimmte die schlaffen Saiten der Seelen hoch. Lucius, der am irdischen Abbild irgendeines Unsterblichen lehnte, genoß eine tiefe und köstliche Wehmut.

Die Sonne sank an diesem Tag in einem großen Mal von Purpur und Blut, wie ein Sieger und wie ein Märtyrer. Sie war ins Meer untergetaucht, das ganz blau herleuchtete, aber mit ihrem Widerschein setzte sie noch die Himmel in Brand....
Und Athene sah auf die Gärten, die brach lagen, und auf die zerstörten Laboratorien, und Bitteres und Ahnung zog in ihr Herz. Die Hand hob sie auf und mit einer leisen und eilen Stimme, während fern die Glocken von Mithra und die der Christen ihre Gläubigen zusammenriefen, die heulende Menge sich verlief und in der Kühle hier nur noch der Abend sang, redete sie also:
»Ich schwöre, auf immer das schöne Wort und den hohen Gedanken zu lieben und lieber das Leben zu lassen als meine Freiheit.«
Und ganz beruhigt und göttlich fast:
»Schwört, alle, ihr Brüder!«
»Auf wen, Athene, willst du, daß wir schwören?«
»Auf mich, denn ich bin Hellas.«
Und sie alle hoben die Hände.
Aber nun, da die Feier zu Ende war, beeilte ein jedes sich, die Tunika zu ordnen und den Mantel neu in Falten zu werfen, um zu den Gärten hinauszugehn.
Amaryllis verhielt sich abseits und weinte. Dahin waren ihre Kräfte durch diesen Tag, an dem sie diese hohe Reine erlebte.
An der Jungfrau aber verriet nichts die Sehnsucht nach Einsamkeit, die solch große Versammlungen bei ihr hinterließen. Sie sah lange über ihre Freunde hin, und als sie die Verstörtheit der lieblichen Lydierin gewahr ward, umarmte sie sie vor allen. Beifall rief man. Und die artistischen Söhne Griechenlands verglichen die göttliche Jungfrau in der Umklammerung der schmiegsamen Orientalin mit jenen Säulen auf Paros, um die sich die rauschschweren Weinranken schlingen.....

Und Lucius dachte bei sich: Wehe! Du hier, Athene, wolltest du uns nicht in die Sphäre reinsten Geistes erhöhen und uns alle die Illusionen rauben und verbieten, die unsere Tränen und die unsere Träume sind? Und sorgst du nicht, Athene, fürchtest du nicht, daß jener Einfältige uns noch vielmehr an sich reißt, Er, der die Werte unserer Weisen zutiefst zum Volk herabtrug und der, in seinem Tode wie in seinem Leben, die süßesten Qualen der höchsten Liebe auferstehen läßt....

Die Wühlereien geschahen fort und fort. Die Feinde der Athene wurden immer verwegener, da sie ja unbestraft blieben; und der Pöbel nahm daraus dieses für sich, daß er die haßte, die Tag für Tag beschimpft wurde.
Den folgenden Versammlungstag brachte der Römer die Orientalin zur Jungfrau und spöttelte dazu:
»Ich stellte sie dir als eine Dienerin des Adonis vor.... heute muß man sie eine Christin schelten.«
Mit ihrer ganzen Weltfremdheit und Seelengröße antwortete Athene:
»Was tut das viel, Lucius? Nicht träg seinen Lebenstag verträumen, sondern nach dem Unbekannten verlangen, das ist der reine schmerzhafte Adel des Geistes. Du bist von ihm, Amaryllis, oder können wir dir, die du von einer freigelassenen Orientalin geboren wardst, das Mißgeschick zum Vorwurf machen, daß dir die heitere und endliche Form unbekannt blieb, die unsere Vorfahren, die Denker von Hellas, allem Verängstenden des Lebens zu verleihen wußten?
Ein wenig Hochmut war in dieser Nachsicht; aber das blieb auch ihr ganzer Vorwurf dieser Christlichen gegenüber.
Übrigens hatten sich die Freunde, die es am öffentlichsten waren, angesichts der ernsten Gefahr bei Athene entschuldigen lassen. Nur noch ein Greis traf sich heut mit Amaryllis und Lucius bei der Jungfrau. Ein Dichter wars – wie Dichter sind. Der beteuerte, das Volk, das wohl etwas in die Irre geführt sei, würde sich vorerst noch aller Ausschreitungen enthalten. So daß Lucius und Athene die Amaryllis verhindern mußten, daß sie dem Alten die Augen öffnete.
Nun hielt Athene nicht länger mehr zurück:
»Ich rechnete auf euch, Freunde« sagte sie zu den aufhorchenden dreien »denn immer schiens mir, daß die Dichter und jene die der Lust fröhnen, die einen, weil sie über die Herzen der großen Heldinnen herrschen, die andern, weil ihnen die Herzen der Jünglinge und der schönen Frauen gehören, daß diese ihr eigenes Herz nicht an das eitle Nichtige des Tages hingeben und es so in schweren Stunden unversehrt in ihrer Brust anfinden. Und dann wissen sich die Poeten wie die Wollüstigen würdiger als alle andern im Anblick des Todes zu betragen: die einen, weil sie nie von ihm reden, und die andern, die Dichterseelen, weil sie ihn in reichen Bildern besingen, mit aller Gewalt der Sprache, die für die heiligen Dinge aufgespart ist.
»Der Tod ist die höchste Seligkeit. Jenes Unbekannte, das unserer Forschungen allein würdig ist. Das Land der Träume und der Traurigkeiten. Das einzige und

wahrhaftige Glück. Die paar Perlen Angstschweiß und die wenigen Sekunden, in denen unsere Züge sich entstellen, die beiden Dinge, die ihm vorangehen, wollen es, daß man einen Schleier über ihn ausbreite, aber alsbald sind wir unverbrüchlich im Ewigen und alles Weh des Fleisches ist von uns abgetan; und ohne Bangen und ohne Wunsch versinken wir tief in Eins und alles....«

In Rythmen ging ihre Rede und zuweilen schwoll sie an wie ein Lied an die Götter. Umbrandet vom Gebrüll des Pöbels ragte die Jungfrau, ein Ewiges, schön und jung, und breitete die Apotheose des Todes aus wie ein kostbares Leichentuch.

Und da sie fand, daß der Greis mit tränennassen Augen in den leeren Saal sah und zu so hohen Worten die Verlassenheit und Öde nur um so bitterer verspürte, unterbrach sie sich:

»Poet du! sieh dich vor und misch keine schlimmen Gedanken in dein Bedauern darüber, daß soviele abwesend sind. Es war nicht, sag ich dir, daß es ihnen an Mut gefehlt hätte, als sie sich weigerten, dem Pöbel zu trotzen....«

Zu diesen Worten erstand da unten ein Getöse, wie ein Ansturm, und Schreckensschreie gellten: fern ballte sich eine Wolke Staubes, vom Heranmarsch einer Menschenherde: Die aus der Wüste nahen!... So war endlich das Wildeste an Menschen gegen eine Frau entfesselt.

Lucius und die andern wollten Athene verbergen.

Aber Athene sprach: »Diese da haben nur mich« und wies auf die Bibliotheken und die Gedenkbilder der Väter. »Und ich verlasse diese Ausgestoßenen nicht!«

Amaryllis fiel auf die Kniee und küßte der jungfräulichen Heldin die Hände.

»Nie nie verlasse ich sie!« wiederholte Athene.

Und das Opfer machte sie groß zu dieser Stunde und umgab sie mit einer Schönheit, wie sie noch keines Lebenden Auge geschaut.

Und sie sprach: »Verlaßt mich, Brüder. Euch ist der Ausgang zu den Gärten noch offen.«

Und da sie erriet, daß jene sich weigern würden, willigten die Lippen, die jetzt der Tod versiegeln sollte, in eine Lüge:

»Nur die christlichen Anführer können diese Fanatiker aufhalten. Die wissen uns schuldlos und gut.... eilt und benachrichtigt sie zuvor noch.... Wenn aber dennoch kommen sollte, was ihr kommen seht, bewahr du dich Lucius vor aller Bitterkeit. Bring meinen Brüdern mein letztes von mir; und daß sie stets der Väter eingedenk sein sollen. Und du, Amaryllis, die du so schön bist, tröste die Jünglinge. Wenn es sich fände, daß einer aus ihnen nach mir geschmachtet hätte und meine Kälte hätte ihn betrübt, so bitt ich ihn, daß er mirs vergebe.... und sag ihm, die Liebe sei nichts verächtliches im Hause Jupiter, doch mir hätt geschienen, daß es einer Letzten aus einem Geschlechte gut sei, Jungfrau zu bleiben und dem Ewigen nachzuhangen; meine Brust war nicht breit wie die Brust der Heldinnen, aber mein Herz zitterte für ganz Hellas....«

Amaryllis, die seit lang schon weinte, brach in Schluchzen aus und zerriß ihre Kleider und schrie. Und da fiel auch den Greis und Lucius das Weinen an.

Athene sprach noch einmal sanft:
»Ich bitt euch lieben Freunde«
Und Amaryllis erbebte am ganzen Leib.
Dann war eine erdrückende Stille draußen. Du fühltest: eine ganze Stadt wartete auf etwas und ein ungeheueres Verbrechen lauerte im Hinterhalt.
Und die Jungfrau sprach zum Greis, der jetzt nur noch bei ihr war:
»Vater, laß mich.«
Aber der schluchzte:
»Ich hab dich gekannt, als du klein warst.... Ich bin sehr alt, und du allein unter den Lebenden hast mich lieb....«
Plötzlich schwiegen sie.
Was marschierte da unten auf, so erdröhnend auf den Fließen?
»Die Legionen!» rief der Alte.
Eine ungeheuere Freude packte die beiden und zugleich bekümmerte sie etwas wie der Verlust einer Märtyrerkrone.... Die Barbaren, die im Sold des Kaiserreichs warens, die mit den ehernen Helmen, die mit den klingenden Schwertern bei jedem Schritt.... Aber wie denn! Wie stellen sie sich auf? Schmach! Die Stadt, nur die Stadt beschützen sie! Und Serapis, den opfern sie den Fanatischen, die da anstürmen, den Grausamen unter ihren Tierfellen und mit ihren Piken!
Athene wiederholte:
»Laß mich Vater! Wie soll ich Weib vor einem Manne sterben!«
Der aber weinte nicht länger und rief gereckten Haupts:
»Linus wurde von wütigen Hunden zerrissen, aber Orpheus sang und bezauberte die wilden Tiere. Den geringsten ihrer frommen Schüler verlangt nach einem Gleichen!«
Da hielt ihn das junge Mädchen nicht mehr zurück. So sollen denn Verse singen vor dem Tode der Enkelin Platos und Homers!
Von der Terrasse aus sah sie, wie der milde Greis dem Pöbel entgegenschritt. Jetzt tat der Alte den Mund auf — und jetzt spaltete ein Stein die Stirn, dahinter der Genius thronte und sang. Und die Unbefleckte wandte den Blick ab von alldem und dem Volk, das in Tierheit watete, und tat die Augen hinauf zum Himmel, zu Gott Helios, der das unendliche Blau umschließt, darin nach dem Gang der Sternbilder die Seelen der Edelsten wandeln....
Und schwere Balken rennen gegen das würmige Holz der Türen an und Stimmen heulen Mord und Mord.
So wie eine Priesterin feierlich=heiter an einem hohen Fest nach alten Riten die heiligen Vorschriften erfüllt, so wandte sich Athene gegen die Ferne und das heilige Land Hellas.
»Lebwohl du meine Mutter und du meine Mutter unserer Väter! Fromme zerstörte Feste Athen, eh du willst, daß ich dies Leben hingebe, grüße ich dich mit meinem letzten Hauch!
»Du Süße meiner Jugend, du warst mir ruhmvoller Hort gegen das Gemeine, das Mittelmaß und alles Leid, und du nur lehrtest mich die Seligkeit des Lächelns!

»All dein Hohes sprachst du zu mir, all deinen Frieden sangst du mir, ... und nun du willst, daß ich dies Leben ausliefere, lehr mich Mutter das alte Geheimnis, lehr mich den simplen Tod.«
Und zu den Statuen Homers und Platos:
»Einstmals, da ich bei euch geträumt, erfuhr ich in meinem Herzen dies: schöner als eine schöne Tat, schöner noch sei ein schöner Gedanke. Und soll nun dennoch sterben. Schön ist der Leib, aber es tut besser daß er leide denn der Geist. Hätt ich von euch gelassen, wie hätte das ewig meine Seele betrübt! Und mein Tod jetzt kann euere Heiterkeit nicht verdunkeln; denn nur den Vorhof eueres Tempels soll mein verschüttetes Blut färben....«
Und sie neigte sich nach den inneren Höfen, darin Tauben von Korn zu Korn sprangen; sah auf die Pflanzen, auf die Tiere und auf das Leben; das ihr nie etwas war, und diese letzte Sekunde schien ihr ein Köstliches.
Und sie tat einen Schleier über ihr Antlitz und erschien vor den Augen des Volks auf der hohen Treppe.
Die Menge flutete vor ihr zurück, denn ihr Schreiten war einer Göttin Schreiten, und keiner sah ihre Lippen von Blut leer. Und aber ihre Kräfte verließen sie vor ihrem Mut, und ohnmächtig stürzte sie auf die Steine.
Und wie die Kinnladen eines reißenden Tiers schloß sich der Pöbel neu.... die Gliedmaßen der Jungfrau zermalmt.... und unter ihren Helmen und unter ihren Adlern grinsten die Barbaren zu dem Blutraub und Mord und besudelten die Majestät des Kaiserreichs und das Bahrtuch der Antike.
Auf den Abend, während Alexandrien, die Verräterin der alten Jahrhunderte, sich in Fieberschrecken wälzte und schrie, wie mit dem Tode Ringende schrein oder Gebärende, lasen Amaryllis und Lucius die heiligen Gebeine der Jungfrau des Serapis auf.
So ließ unter den Fäusten Fanatischer und angesichts der Barbaren die letzte der Hellenen ihr Leben für ihren Glauben; und nur eine Dirne und ein Wüstling waren es, die ihre letzten Minuten ehrten.... Doch was verschlägt das dir, du unvergänglich Reine! weit über jenen blinden Pöbel siegte und viele kommende peinliche Jahrhunderte überdauerte dein heiliges Sterben, und die Enkelkinder jener, die zu deinem Märtyrertum grinsten, knien vor dir – schamrot über ihre Väter – und beten zu dir um Vergebung.... und das Dunkle und Wirre, das jene von einst gegen deine Heiterkeit aufreizte, drängt die Edelsten von heut, zum elfenbeinernen Turm zu flüchten und dein Leben und deine Lehre anzuschaun.

WILHELM VON SCHOLZ: EINSAME TERZINEN

I. Quält nicht, Geliebte, meine Einsamkeit
mit alter Sehnsucht, die in Glück verging.
Ich stürmte fort aus Glück, Vergangenheit

und Jugend, der ich zürne. Zu gering
ist, was Erinnerung an Verstehen weiß
für Liebeskraft, die läuternd mich umfing.

Es war in jenen Tagen, süß und heiß,
nur mein Begehren, das euch überglühte.
Von fern spricht jetzt aus euren Blicken leis

ein Liebegeben, das sich so verfrühte,
daß ich, der Späte, an des Jünglings statt,
euch küssen sollte. Eure Zeit verblühte,

da meine reifte auf verlassener Statt.
Könnt' ich zurück in jenen Schatten gleiten,
der jung und trunken euch bewältigt hat,

er würde atmend seine Arme breiten
und eure Liebe ganz empfangen müssen.
Indeß wir fern jetzt durch Erinnerung schreiten,

die halbes Glück war, Traum und fremdes Küssen.

II. Durch Täler wandert meiner Stimme Laut,
durch eines Abends kühles Dampfen schreit' ich,
der neblig über feuchten Wiesen graut.

Vors Auge die verworrene Seele breit' ich,
die mir unfriedenvoll die Brust erfüllt;
und über ihre dunklen Bilder gleit' ich,

die sie in sich zurücktrinkt und verhüllt.

HÜNNY B. MAISON: HERR VON SEINGALT; DREI SZENEN

I (Paris. Die Wohnung des Casanova. — Es klopft.)

DER DIENER:
Darf ich öffnen?

CASANOVA:
Öffne.

DER DIENER (geht und kehrt zurück):
Der Herzog von Bourbon, Prinz von Condé-Montmorency.

CASANOVA:
Welcher Name!
(Er geht ihm entgegen.)

DER HERZOG (tritt ein):
Mein Herr ...

CASANOVA:
Sie sehen mich glücklich, den Träger eines solchen Namens bei mir zu sehen. Ich kann Chantilly nur mit Tränen in den Augen bewundern. Ich bin außer mir, daß Anne de Montmorencys Enkel mit mir spricht. Wie geht es den Karpfen, den Pfauen, der Meute von Chantilly.

DER HERZOG:
Die Kreatur befindet sich besser als der Mensch.

CASANOVA:
Was höre ich! Kann irgend ein Schmerz der Erde die Wonne betäuben, Montmorency zu heißen?

DER HERZOG:
Ihre Liebe zu einem alten Namen ist rührend.

CASANOVA:
Rührend ist dieser Name selbst, der den Königen Frankreichs Entzücken einflößte. Heinrich IV. mit dem schönen Barte ging nur an einem Feiertage nach Chantilly.

DER HERZOG:
Wie bewundernswert wiederum, einen geringeren Namen vom Vater ererbt zu haben und ihn mit dem Geist der eigenen Persönlichkeit zu erfüllen. Der Zauber, den Sie dem Ihren verliehen, führt mich hierher. Ich will nicht sagen ganz Europa, aber die Welt hat mit Erstaunen von Ihrem Leben gehört, das einen seltenen Grad von Kühnheit und Edelsinn bezeugt und auch den Lohn erzählt, den Frauen Ihren Tugenden zollen. Nehmen Sie Platz. Wir sind am Ziel. Ich will Ihnen erzählen.

CASANOVA:
Ich brenne, Ihre Geschichte zu hören.

DER HERZOG:

Ich füge meinem Namen einen edleren bei: Orléans. Ich habe Thérèse Bathilde von Orléans vor zwei Jahren zu meinem Weibe gemacht. Sie war vornehm und schön. Ich selbst gefiel ihr schnell, als wir uns am Wiener Hofe sahen; wir kehrten in die Stadt zurück.

CASANOVA:

Nach Paris?

DER HERZOG:

Nach Paris. Das junge Mädchen wurde eine beneidete junge Frau; sie schien mir glücklich; Ich gestehe im übrigen, nicht viel darüber nachgedacht zu haben, es war nur selbstverständlich. Sie ging in den Gärten einher und gab ein gutes Bild, bewegte sich im Hause mit hinreichendem Anstand, sie sang und erfreute mich auf mannigfaltige Weise. Kurz, unser Glück war vollständig. Mitteilungen über Sie, Herr von Seingalt, haben mir einen bedeutenden Begriff Ihrer Verschwiegenheit beigebracht. — Vor drei Monaten etwa, es war Frühling geworden ...

CASANOVA:

Frühling in Chantilly!

DER HERZOG:

Die Frau wird schweigsam. Schaut mit großen seltsamen Augen. An was denkt sie?

CASANOVA:

An den Frühling.

DER HERZOG:

Woran denkt sie? Ich jage. Kehre mit großer Beute heim, die ich zu ihren Füßen niederlege. Sie sieht mich überlegsam an. Ich reiße sie mit mir in die großen Wälder, Sattel an Sattel jagen wir und sie heftet ihr schweigendes Gesicht an eine Chimäre. An was? Sie liebt.

CASANOVA:

Endlich! Ich schwöre es Ihnen, Herzog, es bedarf geraumer Zeit, Vorzüge einer solchen Kultur zu erkennen, ehe man sie bis zur Schwärmerei anbeten muß.

DER HERZOG:

Sie liebt ein Nichts, einen Garden des Königs.

CASANOVA:

Herzog!

DER HERZOG:

Was sagen Sie? (Er lacht.)

CASANOVA:

Sie nehmen mir den Glauben an das Weib.

DER HERZOG:

Es ist die Wahrheit.

CASANOVA:

Und?

DER HERZOG:

Nun, ich bedauere die Arme natürlich ganz außerordentlich.

CASANOVA:

Was haben Sie an Beweisen?

DER HERZOG:

Ich habe alle Beweise.

CASANOVA:

Alle?

DER HERZOG:

Alle.

CASANOVA:

Entsetzlich!

DER HERZOG:

Abscheulich. Ein peinliches Gefühl beherrscht mich, das ich nicht mehr lange ertragen will. Gewiß ist mein Mitleid mit ihr sehr bedeutend, aber ich gehöre nicht zu diesen allerbesten Christen, die dies Gefühl für die größte Menschentugend halten. Man soll nicht Spielverderber sein. Man soll nichts ernst nehmen, als sich selbst. Immerhin mag ich nicht ansehen, daß ein Mensch von guter Erziehung und Manieren sie plötzlich vergißt und wie ein Gassenjunge tollt.

CASANOVA.

Hm.

DER HERZOG:

Auf mir lastet Ungeheures. Ohne Beruf, habe ich mehr zu tun als der Beschäftigste. Sie glauben es nicht. Fünfhundert Menschen wollen von mir ihr Brot und verlangen danach unaufhörlich. Es ist routure und ich verarge es dieser Klasse nicht. Seit Jahren ist die Bibliothek in Ordnung zu bringen. Ich weiß nicht, ob der berühmte Traktat de immaculata conceptione virginis, den zu suchen mir mein geliebter Vater ans Herz legte, vorhanden ist; es bedarf neuer Ställe, neuer Hürden, ich bin einer Verwandtschaft der Familie mit den Stuarts auf der Spur, historische Auspizien von der größten Tragweite, ich schätze Maria Stuart bedeutend — in dieses Chaos kommt dieser Unfall.

CASANOVA:

Sehr — sehr . . .

DER HERZOG:

Ich darf mich nicht zersplittern. Die Majestät hat vergangenen Donnerstag stundenlang mit mir Stammbäume durchgesehen: sie wäre ebenso entzückt wie ich — jetzt diese Weibergeschichte.

CASANOVA:

Einen Garden des Königs!

DER HERZOG:

Ein Vieh mit einem Wort. Leutnant gänzlich unbekannten Namens. Gott sei Lob. Es ist, als ob ich mich mit einer Stallmagd brouillierte. Gewiß wird niemand etwas dabei finden, aber es geniert mich. Es geniert mich, mit einer Frau zu leben, die anscheinend ohne Unterscheidungsvermögen ist. Es ist dies Gefühl: mit einem Menschen durch eine Galerie zu gehen, der nicht weiß, wer Raffael und Watteau ist. Es ist, als ob ich einem Bauern ein Vollblut gebe, und er ist ohne Ahnung, was er reitet. Nein, umgekehrt, es ist, als ob ein Montmorency glaubt, ein Vollblut zu reiten, und er ist mit einer Schindmähre betrogen.

CASANOVA:

Ich verstehe Sie durchaus. Ich verstehe Sie so sehr, daß ich dieses Weib hasse.

DER HERZOG:

Das ist zu viel.

CASANOVA:

Ich hasse sie. Ah, ich kann es begreifen, daß man einem Geldsack verheiratet ist und jauchzend einem Montmorency in die Arme fliegt. Ich fühle darin ein Hinauf, Hinan. Ich begreife, man ist einem alten Coligny vermählt und muß diesen Montmorency anbeten. Dies aber ist Sünde!

DER HERZOG:

Zu viel. ‹er lacht›. Sie echauffieren sich. Ich habe von Anfang an vermieden, die Sache ernster zu nehmen, als sie ist. Schaun Sie, kommt so etwas vor, so ist es für uns ein Unglück, wenn es geschah, weil der Mann an Wert verlor. Im anderen Fall: ziehn Sie selbst den Schluß.

CASANOVA:

Bei Gott, Sie haben recht. Ich fühle Mitleid für diese Frau.

DER HERZOG:

Das ist es. Mit Stolz darf ich sagen: ich bin der Alte. Der Inhalt meiner Seele ist mit Gottesfurcht, Königstreue und Stolz auf die eigene Person auch weiterhin durchaus bezeichnet und durch diesen accident unverändert. ‹Einen Augenblick Schweigen.›

DER HERZOG:

Ich sagte Ihnen aber, daß mir von früh bis spät der Tag durchaus erfüllt

wird. Ich gestehe, es ist mir unlieb und unwillkommen, mich dieser Geschichte auch nur um ein weniges mehr zu widmen, als sie es verdient. Trotzdem — ich liebe meine Frau. Nehmen Sie es als keine Phrase; ich liebe in ihr was schön und edel, was mir ebenbürtig ist. Sie ist eine Orleans, hat große Möglichkeiten. In ihr ist das Blut vorzüglich, hervorragend. Verstehen Sie noch einmal besser: mich geniert dieser Streich, dieser üble Witz. Ich möchte, daß er bald verklingt und ich möchte Ihnen anbieten . . .

CASANOVA:

Ich nehme es an! Ich darf es. Mit ganzer Seele widme ich mich dieser Angelegenheit. Ich bin stolz darauf, daß ein Mann, daß Sie, Herzog, zu mir kommen, nicht um Genugtuung zu fordern für ein besudeltes Weib, sondern daß Sie von mir fordern, daß ich Ihrem Weibe die Augen öffne darüber, was groß und stolz ist und was verächtlich.

DER HERZOG:

Es wird nicht schwer sein.

CASANOVA:

Deß bin ich sicher. Wann sehe ich die junge Frau?

DER HERZOG:

Heute, zum Souper. — Wissen Sie, daß Maria Stuart die Seele der Bourbons schöner fand, als die der Habsburger? Dies Weib war urteilsfähig.

CASANOVA:

Kannte sie Anne de Montmorency?

DER HERZOG:

Nein.

CASANOVA:

Schade.

II ⟨In Chantilly. Die Bibliothek der Condé.⟩

DIE HERZOGIN ⟨tritt ein⟩:

Henry!

DER HERZOG:

Thérèse?

DIE HERZOGIN:

Ich habe Ihnen ein Geständnis zu machen.

DER HERZOG:

Wollen Sie mir sagen, daß Sie einen fremden Mann lieben?

DIE HERZOGIN:

Eben das.

DER HERZOG:

Gut. Sie haben es gemacht. Drei Tage zu spät, aber schließlich — einen Garden des Königs!

DIE HERZOGIN:

Ich sehe, Sie sind gut bedient.

DER HERZOG:

Ich hoffe etwas Ähnliches von Ihnen. — Ist die Sache zu Ende, weil Sie sie gestehen?

DIE HERZOGIN:

Durchaus nicht. Ich will Ihnen sagen . . .

DER HERZOG:

Es wird in der Affäre nichts sein, das mich interessiert. Mein Gott, Sie lügen, gehen in Kleidern Ihrer Kammerfrau in abscheuliche Zimmer, verkehren mit Spitzbuben wie mit Ihresgleichen, aus Angst, man verrät Sie. Alles dies ist, obwohl es die Dichter glauben, nicht so lustig, daß man es weiter erzählt. Ich bedaure Sie, ich bedaure Sie aufrichtig. Mehr kann ich nicht für Sie tun.

DIE HERZOGIN:

Ja aber — und Sie?

DER HERZOG:

Ich? Was soll ich? Rasen? Morden? Wen? Ich sehe niemanden. Ich kann mit dem besten Willen niemand entdecken. Der König ist es nicht, unsere Vettern sind es nicht, ich brauche mich in meinem Kreise nicht zu schämen.

DIE HERZOGIN:

Welche Moral!

DER HERZOG:

Ich bedaure, daß Sie dies Wort brauchen. Mir paßt es nicht hierher. Sie haben einen Spaß, Herzogin. Ist es der langen Rede wert?

DIE HERZOGIN:

Es ist der Rede wert.

DER HERZOG:

Sie täuschen sich, es ist nicht eines Wortes wert. Ich spiele nicht Komödie. Die Wahrheit ist: die Sache geht mir nicht so nah, die nächste Stunde mit Ihnen zu sein und Ihnen den Spaß auszureden. Ich bin zum König für den Abend gebeten. Herr Casanova von Seingalt ist bei uns; wollen Sie ihn bewirten?

EIN DIENER (läßt Casanova eintreten):

Herr von Seingalt.

DER HERZOG ⟨Casanova begrüßend⟩:
Bleiben Sie bei der Herzogin. Ich muß zum König. Leben Sie wohl, Therèse.
⟨er verbeugt sich und geht.⟩

CASANOVA:
Ist Ihnen nicht wohl? Sie wurden bleich. Darf ich Sie in den Stuhl . . .
⟨Er führt sie zu einem Sessel.⟩

DIE HERZOGIN:
Mir . . . Der Herzog vergaß . . . Ich wollte diesen Abend fort. Ich muß fort!

CASANOVA:
Ich entferne mich sogleich.

DIE HERZOGIN:
Es ist mir unendlich leid, wie gern hätte ich zu einer anderen Stunde mit Ihnen . . .

CASANOVA:
Herzogin, hören Sie mich an. Ich wurde wider allen Willen Mitwisser Ihres Geheimnisses. Sie lieben. Der Gegenstand Ihrer Liebe lebt nicht mehr.

DIE HERZOGIN:
Sie sind toll.

CASANOVA:
Er fiel heute.

DIE HERZOGIN:
Mein Gatte . . .

CASANOVA:
Ich selbst habe ihn getötet.
⟨Die Herzogin fällt mit einem Aufschrei zurück.⟩

DER HERZOG ⟨tritt ein:⟩
Was geschah?

DIE HERZOGIN:
Dieser . . . Oh!

DER HERZOG:
Wer?

CASANOVA:
Ich.

DER HERZOG:
Was?

DIE HERZOGIN:
Hat ihn getötet?

DER HERZOG:
Wen?

CASANOVA:
Ihn.
DER HERZOG:
Den . . .?
CASANOVA:
Ihn.
DER HERZOG:
Um Gotteswillen!
CASANOVA:
Wie?
DER HERZOG:
Doch nicht getötet?
DIE HERZOGIN:
Mörder! Mörder! O ihr Himmlischen!
(Sie schluchzt fassungslos.)
DER HERZOG (leise zu Casanova): Ein Scherz?
CASANOVA:
Nein.
DER HERZOG:
Aber mein Gott! Dann sind wir verloren.
CASANOVA:
Ich verstehe nicht mehr.
DER HERZOG:
Ein letztes Wort: Wirklich tot?
CASANOVA:
Ich hoffe. Das heißt, ich will nunmehr sagen, es schien so.
DER HERZOG:
Ein Schimmer von Hoffnung?
CASANOVA:
Als ich ging, lag er im Sterben.
DER HERZOG:
Im Sterben? War ein Arzt da?
CASANOVA:
Auch das.
DER HERZOG:
Bestimmt: im Sterben, nicht tot?
CASANOVA:
Ja.

DER HERZOG ⟨stürzt davon⟩: So ist doch noch die Möglichkeit!

DIE HERZOGIN:

Henri!

CASANOVA:

Ich bin betäubt–

DIE HERZOGIN:

O Sie furchtbarer Mensch! Sie Ungeheuer! Wie können Sie leben im Angesicht eines solchen Schmerzes.

CASANOVA:

Dieser Schmerz, so ergreifend und anmutig er ist, würde mich dennoch nicht zerschmettern. Nieder wirft mich eine unleidliche Gewißheit, die die Vernunft noch nicht annimmt, das Gefühl aber schon bestätigt: ich war ein Dummkopf.

DIE HERZOGIN:

O sagen Sie mir, sagen Sie auch mir, daß er leben kann, – nein, sagen Sie es mir nicht! Keine neue Hoffnungen, keine Lügen. Wer kennt Sie nicht und die Erbarmungslosigkeit, mit der Sie Ihre wüsten Abenteuer enden.

CASANOVA:

Ich hatte keine Abenteuer–

DIE HERZOGIN:

Diese Jugend! Diese Männlichkeit! Was hatten Sie mit ihm zu schaffen? Aber hüten Sie sich vor der Rache eines Weibes.

CASANOVA:

Ich muß mich eher vor der mitleidigen Verachtung eines Mannes retten.

DIE HERZOGIN:

Was tat er Ihnen, der mir so wohl tat?

CASANOVA:

Er war ein Flegel. Ich bin nicht in der Laune, Ihnen seinetwegen Komplimente zu sagen. Ich gehe in seine Wohnung und fordere ihn mit allem Anstand auf, sich in die südlichen Provinzen zu begeben, und er – gibt mir eine Ohrfeige, worauf er für tot am Boden lag.

DIE HERZOGIN:

Es ist empörend! Warum sollte er in die Provinz?

CASANOVA:

Die Pariser Luft litt durch ihn. Aber lassen wir das alles, betrachten wir das Wesentliche: Wir beiden sind das Opfer eines Verhängnisses.

DIE HERZOGIN:

Sie auch?

CASANOVA:

Ich auch.

DIE HERZOGIN:

Ich werde meinen ganzen Einfluß aufbieten, daß Sie diesen grauenhaften Mord büßen müssen. Die schlimmsten Martern sollen Ihnen nicht erspart bleiben. Zum König selbst will ich gehen und ihn auf meinen Knieen anflehen.

CASANOVA:

All dies werden Sie keineswegs tun, weil ich nicht Ihren Vater oder Bruder, sondern den Liebhaber getötet, den Sie aushielten.

DIE HERZOGIN:

Es war nicht seine Schuld, daß er arm war.

CASANOVA:

Es gilt aber nicht als eine hervorragende Mannestugend.

DIE HERZOGIN:

Tugend, Tugend! Ich habe ihn nicht auf seine Tugenden geprüft, da ich begann, ihn zu lieben. Er war jung und schön.

CASANOVA:

Sie behaupten also selbst, er war ein schöner Schuft.

DIE HERZOGIN:

Unverschämter! Ich behaupte das Gegenteil. Wir kannten uns sechs Wochen. Ich habe nicht Zeit gehabt, seinen Katechismus zu hören, aber ich habe gefühlt . . .

CASANOVA:

Ich gratuliere.

DIE HERZOGIN:

Von Stunde zu Stunde habe ich es mehr gefühlt, was eine edle Frau zur Minute weiß, da sie sich hingibt: Du hast dich nicht fortgeworfen. Ja, mein Herr, mögen Sie auch geringschätzig lächeln: in glücklichen, erhabenen Minuten, da mir die Seele dieses Mannes nah war, wurde mir bewußt: er ist gut und rein. Und wenn er wenig sprach, es wenig bewies, so war es meine stärkere Pflicht, es zu empfinden, es an den Tag zu bringen. Und gerade die letzte Zeit brachte auch Anzeichen dafür, daß er aus sich herausgehen und euch allen beweisen würde, wer und wie er eigentlich war. Euch allen. Mir war es bewiesen. — Jetzt, da ich mit Ihnen spreche, den ich verabscheue, und da der erste heftigste Schmerz bezwungen, gelten meine Tränen schon nicht mehr so dem edlen Leibe, der dahin ist, klar und klarer treten mir seine Tugenden, die Sie leugnen, vor Augen, Zug um Zug fällt mir ein Beispiel seiner Güte, seiner Zartheit, seiner hinreißenden Bescheidenheit ein.

CASANOVA:

Seiner Bescheidenheit, seiner Heldenhaftigkeit!

DIE HERZOGIN:

Auch seiner Heldenhaftigkeit. Wohl! Freilich nicht in dem rüpelhaften Sinn, den Sie damit verbinden, sondern die, die man gegen Frauen beweist. Sein Scharfblick, seine Scham, Wahrhaftigkeit, Nachsicht, Enthaltsamkeit, seine enge, aber abgrundtiefe Phantasie, sein gediegenes Wissen, das er allerdings nicht marktschreierisch zur Schau trug . . .

CASANOVA:

Halten Sie ein!

DIE HERZOGIN:

Ja, das mögen Sie nicht hören. Ich aber weiß dies alles nur zu gut; ich empfinde den teuren Verstorbenen wieder bis in die Seele, und es soll fortan kein Tag vergehen, daß ich mir all diese einzigen und unübertrefflichen Vorzüge vergegenwärtige und mich im Gebete würdige, ihrer teilhaftig gewesen zu sein.

CASANOVA:

O mein Gott, ich fange an, zu verstehen.

DIE HERZOGIN:

Ja, ich beginne sogar schon ein wenig den Sinn des Himmlischen zu begreifen.

CASANOVA:

Welchen Sinn?

DIE HERZOGIN:

Gierig und ohne recht bereitet zu sein, habe ich dieses Übermaß von Menschentugenden auf mich niederströmen lassen; betäubt habe ich und unwürdig seine Seele überhört, in der Befriedigung einer unedlen Sehnsucht. Wie mag dieser Mann gelitten, wie mag es ihm die Lippen verschlossen haben, da er mich sah, mich, die ich in anderer Erwartung an seinem Munde hing. O mein Gott, ich beginne mich zu schämen.

CASANOVA:

Ich Tor, ich Elender!

DIE HERZOGIN:

Nicht vor der Welt, nicht vor euch. Vor ihm, vor ihm! Ich kann es ihm nicht zeigen, wie sehr ich mich erniedrigen möchte zu seinen Knieen, und er kann mich nicht sehen, wie ich demütig, reumütig empfinde, daß ich ihn nicht gekannt, ihn nicht gewürdigt habe. Doch all mein zukünftiges Leben soll dazu dienen, sein hohes, sein hehres Bild zu schmücken. Dies muß mich in meinem unbeschreiblichen Schmerz trösten.

CASANOVA (für sich): Ja, ja, der Herzog hat es gesehen! Dieser Mensch muß leben. Muß leben um jeden Preis. (Er stürzt davon.)

<Zwei Wochen später. Der gleiche Raum.>

DER DIENER <meldet>: Herr von Seingalt.

DER HERZOG:

Vorzüglich. Willkommen lieber Freund. Aber – Sie sehen blaß. Geht es Ihnen nicht zum besten?

CASANOVA <tritt ein>:

Mir geht es schlecht. Ich gräme mich.

DER HERZOG:

Worüher?

CASANOVA:

Über diese Angelegenheit, die mir die ganzen Tage und Nächte nicht aus dem Kopf wollte. Ich fühle mich schuldig, die Herzogin Ihnen noch weiter entfremdet, aus diesem Harlekin ein Götterbild gemacht zu haben.

DER HERZOG:

Dies hitzige Temperament. Ihr Italiener! Sie fragen mich gar nicht, Sie poltern darauf los. Warum haben Sie sich in vierzehn Tagen nicht ein mal sehen lassen?

CASANOVA:

Ich sagte es schon: ich schäme mich.

DER HERZOG:

Warum Bester? Sie waren unbesonnen. Sie waren sogar unklug. Sie begingen einen Streich, den ich Ihnen nach einer solchen Vergangenheit nicht zugetraut hätte; aber schließlich . . . Sie wollten das Beste und dann war der Himmel doch mit Ihnen und rettete diesen Menschen vom Tode, der ihm sicher schien.

CASANOVA:

Zu spät. Als die Frau ihm schon ein Heiligtum errichtet hatte und darin betete.

DER HERZOG:

Seltsam, wie töricht manchmal auch ein wirklich gescheiter Mensch ist. Hören Sie zu. Einen kurzen Augenblick hatte ich Angst, eben den, da es noch nicht entschieden war, ob der Kerl am Leben blieb; denn sein Tod, das wußte ich, hätte mich matt gesetzt, da gegen ein Idol auch ein Bourbon vergeblich sich einsetzt. Als dieses Wesen aber die erste Geflügelpastete verspeist hatte und zwar bis zum letzten Bissen, als ich wußte, er sollte der Welt erhalten bleiben, da war ich ruhig wie nie zuvor. Denn eine Überlegung drängte sich sofort auf: Jetzt kämpft er mit dem Idol. Und das Ideol erschlägt ihn. Idole haben diese unangenehme Eigenschaft. Sie schauen. Ich war des Sieges gewiß. Eins nur war zu fürchten, daß er noch und trotzdem starb. Ich zog die Konsequenz. Ich habe den Menschen mit

hingebender Zärtlichkeit gepflegt; er ist von mir mit Austern, Crêmes und Pasteten gefüttert und gemästet worden. Es war unglaublich, was in diesem Futteral Platz hatte; aber bald war es deutlich, er blähte sich von Tag zu Tag mehr auf. Schließlich bot er einen entsetzlichen Anblick; aber er war gesund wie ein Stier—

CASANOVA:

Bravo! Bravissimo!

DER HERZOG:

Noch das Ende. Heute ist die Herzogin zu ihm. Ich weiß es. Sie kommt, ihr sphärenhaftes halb entseeltes Idol zu suchen und findet ein fettes Ungeheuer. — Aber lassen Sie uns nun an diese Affaire kein Wort mehr wenden. Ich sagte Ihnen damals schon, ich wollte ihr mich nicht mehr widmen, als unbedingt notwendig. Das Notwendige ist getan; wenden wir uns anderen Dingen, uns selbst zu.

CASANOVA:

Aber eins müssen Sie mir gestatten, Herzog, dies auszusprechen: Ein Stümper bin ich gegen Sie. Ich werde Kaufmann, Händler—

DER HERZOG:

Sie sind jünger als ich. Man weiß mit fünfzig mehr als mit fünfundzwanzig Jahren.

CASANOVA: (erschrocken.) Herzog, Sie sind nicht fünfzig Jahre alt!

DER HERZOG:

Ich bin einundfünfzig Jahre.

CASANOVA:

Nun schäme ich mich vollends und vom Grunde meiner Seele. Könnte ich Ihnen doch ein wenig, nur ein wenig ähnlich sein.

DER HERZOG:

Haben Sie Selbstgefühl, Freund, und Sie sind es.

CASANOVA:

Ich bin nicht Bourbon.

DER HERZOG:

Oh . . .

CASANOVA:

Ich bin nicht Montmorency. Und es ist am Ende doch wahr: Dies Selbstgefühl wird aus Vater und Mutter, aus einer Ahnenreihe mit uns geboren.

DER HERZOG:

Lesen Sie Rousseau, Freund.

CASANOVA:

Ich hasse diese Bestie.

DER HERZOG:

Sie sind unmodern.

DIE HERZOGIN ⟨tritt ein⟩:

In viereinhalb Stunden von Paris hierher. Die Pferde flogen.

DER HERZOG.

Achtung.

DIE HERZOGIN:

Eine himmlische Fahrt, ein himmlisches Ankommen. Chantilly ist wunderbar im Sommer, meine Freunde.

DER HERZOG:

Was trieb Sie?

DIE HERZOGIN:

Mir war die Stadt verhaßt, es zog mich hierher. Ich wollte zu Tisch hier sein, mit Ihnen essen, Henri.

CASANOVA:

Haben Sie mir vergeben?

DIE HERZOGIN:

Nein, doch in einem Sinne vielleicht, den Sie nicht ahnen.

⟨Zum Herzog.⟩

Wer machte Ihnen diesen vorzüglich sitzenden Rock?

⟨Zu Casanova.⟩

Finden Sie nicht, daß der Herzog sich gut anzieht?

CASANOVA:

Wie ein Gott, Herzogin.

DIE HERZOGIN:

Sie haben recht.

RENÉ SCHICKELE: DIE WEISSEN NÄCHTE

Ex voto.

I. In ihren Umarmungen glühte die Erde,
ihr Herzschlag in diesen Nächten rührte die Welt.
. . Der Morgen hob mit sorgsamer Gebärde
den Vorhang von dem Himmelszelt,
worin unsere Herzen schliefen.

Ihre Augen im Tau der Frühe waren diamantne Schächte.

Wir horchten, wie in unserm Blut die Stunden liefen,
Hand in Hand, und durch den Abend dann, von Gluten triefend
in die grenzenlosen Ebenen der Nächte.

Sie stürzten umschlungen, da wir einer nach dem andern riefen.

Aus der Sanftmut ihrer Haare senkten Dämmerungen sich hernieder,
schimmernde, bestirnte Himmel waren ihre Glieder,
tausend Nachtigallen litten Lust in ihrer Kehle.

Unter der Berührung ihrer Hände bebte die verschlungne Seele.
Aus ihren Haaren stieg der große Mond.

II. O die dirnenhafte Wehmut all der Küsse, die verdorben!
Und die Hölle eines Glücks, das der Verrat der Sehnsüchte schändet!
. . Tiefer sind die Nächte, feuriger die Sterne, und die Erde duftet schwer
von vielen Sommern, die in diesen weißen Nächten starben.

(So manche Frau küßt nun ihr Glück, als ob es ein Gestorbnes wär.)

Tausend Nachtigallen, die wie tote Stücke Silber niederfallen.
glänzen in den Flüssen. Schiffer in der Nacht, o daß ihr eilig wendet!
Bald ist jede Seele ganz allein.
Die Gefährten auf dem Meere sind ertrunken,
eure Küsten, eure Ziele sind versunken,
die Sehnsucht wird zu einem Bild aus Stein.

Tausend Nachtigallen, die wie tote Stücke Silber niederfallen,
glänzen auf dem Meer und in den Flüssen.

Die vielen Sommer, die in diesen ewigen Nächten starben! III.

Sie waren in kristallnen Särgen aufgebahrt, im Licht der großen Monde.
Nächtlich dunkler wurden ihre reinen, roten Narben,
und ihr Erinnern wurde irr im fiebrischen Licht der großen Monde.

Nun stehn die blassen Sieger in dem Hain, der funkelt,
unter dem verzückten Himmel.
Ihre Wunden öffnen sich im lauen Bad der Nacht wie Knospen.

Welcher Frühling!

Ich sehe die blassen Sieger in Scharen gegen die Horizonte gehn,
in diesem seelischen Frühling.
Ich will immer so an meiner Türe stehn
und ihrem Marsch in den Horizont zusehn,
unterm Licht des großen Mondes,
in der zehrenden Extase dieser Nächte.

Ich höre das jenseitige Schluchzen von Nachtigallen . .
Die Seele einer unvergänglichen Geliebten flammt in Himmeln . .
Welcher Frühling!

EMIL FREIHERR VON GEBSATTEL: ZWEI BRIEFE AN DEN DICHTER CHENEDOLLÉ

LIEBER FREUND! Paris, Mai 1804.

Aus Lascardais Ihr Brief mit den verschatteten Zügen gelangte nicht an die Pariser Freunde. Ich konnte Ihre Bitte nicht erfüllen, der Kreis der Rue-Neuve-du-Luxemburg ist zerstoben; es ist, als ob mit dem Tod der Madame Beaumont jeder einzelne zurückgetreten sei in den Schatten seiner Bestimmung. Man haßt sich und verachtet den anderen mit jener halb beschämten, halb ungesättigten Feindseligkeit, die der eigene Succes zur Folge hat, die Geschmeidigsten werden spröde in der Isolierzelle einer eigensinnigen Arbeit, schon weiß ich einige, die sogar in der Intimität durch ihre Leistungen sich vertreten lassen und die im Kult des Erreichbaren mit Pomp verblöden.
Sie wissen Epigramme von Predigten zu unterscheiden. Geben Sie also diesen Pfeilen ihre Richtung und entscheiden Sie selbst, wo ist im Kreis dieser Scheinlebendigen der, zu dem Sie sprechen möchten? Joubert nehme ich aus. Sénancourt, den einzigen Menschen, der sich angehört in dieser, ob ihrer großen Begebenheiten leeren Zeit kennen Sie nicht. Gueneau de Mussy ist zu sehr Dogmatiker des Esprit und romantischer Eleve, um nicht mit dem Herzblut der anderen seine vorbereiteten Einfälle zu tätowieren. Ihre Lucile, die arme mit den zusammengeschobenen Brauen und dem willenlos lächelnden Mund unterscheidet nicht mehr; das Fremde, das Vertraute alles wird zum Element der einen, der furchtbar wachsenden Vision, die sie tötet. Ihr Bruder, – doch Chateaubriand ist ein Kapitel für sich: Ich registriere Ihre Forderung von ihm zu berichten mit Schrecken.
Sie selbst haben den Olymp der palmenpflückenden Herrn verlassen, um den Zufall anklagen zu dürfen, der Ihre eignen Wünsche in äußerlich Notwendiges verkleidete und in dieser neuen, selbstgewollten Schwermut, die Sie verwünschen, weil sie sättigt, rufen Sie auf so indirekte Weise sich ins Gedächtnis der Freunde zurück, in dem zu verbleiben, aus dem zu entschwinden Ihnen gleich entsetzlich ist. Soviel schwebender Unbestimmtheit mit einem unanfechtbaren Nein Bestimmung zu geben ist nicht das Motiv meiner Weigerung, Ihren Zeilen die Publizität zu gewinnen, die Sie fordern. Allein Sie sollen nicht so en bloc die Ihren abtun, nicht Briefe schreiben an alle und keinen und wie um Ihr Gespenst in Paris mit erhöhter Wirklichkeit zu beschenken, die Freunde aller direkten Zuwendung berauben. Denn ich irre nicht mit der Vermutung, daß in der schematisierenden Absichtlichkeit Ihres Wiederanknüpfens die Erinnerung mächtig ist auf Kosten der Gegenwart. Man fühlt, wie Sie eine Reliquie einfassen mit der uninteressierten Sorgfalt eines Juweliers, nicht ohne Respekt für die eigene Geschichte, aber ohne Wärme für ihre einzelnen Etappen. Dabei kenne ich doch das ewig Rückgewandte Ihres Blicks, zu gut Ihr schmerzliches Wissen um das Unedle alles Wechsels, um nicht zu ahnen, daß Sie irrgehen und sich verlieren zwischen den nächtlichen Pappeln Lascardais, die in steiler Andacht erkaltet den Horizont und Ihr Zaudern umgittern.

Ich gedachte Ihre Stille zu beunruhigen mit der Frage, ob nicht auch die Unsterblichkeit ihren Kalender besitzt und ob sogar das Sublime mehr sei, als Sache der Übung. Allein Sie haben den Weg angetreten, der im Wesentlichen überall und nirgends endet und die Fanfaren der Glorie erreichen Sie nicht mehr. Ich selbst im Schwankenden meiner Anrede drücke nur Ihre Unerreichbarkeit aus. Man findet Ihre Züge nicht, ob Sie gleich die Stirne dem Anruf entgegenheben. Ihre Stimme ist wie das Echo einer Stimme. Indem Sie näher treten verblassen Sie und wenn ich spreche zu Ihnen verschieben sich alle Bedeutungen, in denen die Dinge gefangen lagen, sich auswiesen und durchsetzten. Sie haben längst aus diesem unbeholfenen Schwanken die Schlüsse gezogen, die mit dem Fehlgreifen des anderen auch die Rechtfertigung der eigenen Entfremdung setzen. Denn nichts ist unerbittlicher, als im herzlichen Zulassen Ihr gleichgültiges Abschneiden der fremden Bedenken. Das Seil wird nicht aufgefangen, das zugeworfen schwirrende, keine Tiefenbestimmung der Intimität, kein »Bis dahin und nicht weniger weit« gibt reichere Gegenwart, unverbunden durchkreuzen sich die Bedürfnisse. Die natürliche Auswahl der entscheidungsreichen Berührungen versagt, denn Sie berufen sich auf alles Trennende mit der fanatischen Kälte des Enthusiasten, der die einfachste Situation am Typ ihrer möglichen Vollendung mißt und als ungenügend verwirft. Nie lockt Sie der Versuch das Gegebene zu erhöhen. Das Vollendete soll ungerufen die Bühne betreten, es soll da sein, wie ein Baum, wie die Sonne da ist, einfach, selbstgegeben, kein Erbetteltes, nicht durch freche Zudringlichkeit erschlichen. Die Vergewaltigung des unscheinbar Nichtigen im Kampf um das Ideal, immer dünkte sie Ihnen eine Lächerlichkeit mehr, das Eingestehen einer schlimmen Kluft, wo blindes Verschweigen geboten, eine Profanierung, nicht eine Verklärung des Endlichen. So warfen Sie von jeher um eines Besseren willen das Gute fort. Mit einem Mal ist alles erledigt, Sie sinken in sich selber zurück, von keinen entgegen sich stemmenden Fragen gehalten stürzt der andre zu Boden. Ihre wortreiche Gelassenheit verwirrt, indem Sie freispricht. Etwas Entscheidendes ist geschehen, eine Tür fiel zu für immer, eine Helle, — man taumelte ihr entgegen, — verkroch sich in neuen Gängen. Und doch einigt man sich heimlich nichts von alledem zu bemerken. Sie gestatten keine Explikation, man hastet weiter, verleugnet den Moment, baut aus den zusammenbrechenden Brücken eine phantastische Burg seiner Isoliertheit und fühlt mit halben Bewußtsein daß Sie sich wegwandten und man nicht entsprach.
Was so Ihre Gemeinschaft mit Menschen verwirrt, das scheint nunmehr auch Ihr Verhältnis zu den Dingen zu trüben. Sie schreiben wie einer, der nur aus der Erinnerung ohne mitbestimmende Gegenwart sich an den Tatkreis des Lebens wendet. Es ist, als wären Sie zu einer Stufe der Innerlichkeit gelangt, von der aus eine Verbindung mit dem Gewohnten unmöglich ist. Noch umstehen die Objekte Sie, in reglose Zuverlässigkeit drapiert, noch wissen Sie die Griffe, die vor der Vernichtung durch Fall und Stoß schützen. Allein diese elementare Fügsamkeit verspottet sich im Bewußtsein, nichts Sichtbares hat allen Ernstes Anspruch auf Ihre Teilnahme. Indem Sie dort zugreifen und hier fest sich halten, scheint das Feste

wegzuebben aus den Dingen. Ihr Widerstand, das Zähe ihres Beharrungsvermögens, ihre Manie sich zu entziehen ruft den Willen nicht auf. Unfähig Absichten und Rücksichten um einen gewichtigen Mittelpunkt zu sammeln, zergeht ihre Einheit und vergleitet im Unbestimmten.
Man erzählt sich, daß Sie drei Monate lang mit Hacke und Schaufel in wütender Hast das Feld bestellten, als ließe mit dieser freiwilligen Knechtschaft die Außenwelt sich zurückerobern. Von jeher schien Ihnen sich zu unterscheiden der comble der Unvornehmheit. Mittun und im Mittun zugleich sich enthalten, die innere Freiheit, das überschauende Ablehnen bei äußerlicher Anerkennung des Hergebrachten sich bewahren, das nannten Sie weise und sinnvoller als heroische Empörung. Aber nicht mittun können, im Banalen versagen — ich begreife, wie das Scheingefecht mit der entgleitenden Wirklichkeit eine moralische Angelegenheit wurde, mehr als haltlose Sucht nach Eingemeindung und friedvoller Heimatlichkeit.
Schließlich mußte das Unerbittliche in der Konsequenz der fadenscheinigen Tatsächlichkeit und der tägliche Erfolg, der bestätigte, was seltsam wirkliche Erlebnisse widerlegten, noch gründlicher Sie aus dem dinglichen Milieu herauslösen, in das eingebettet alles Leben sich vollzieht. Versagt hier meine Imagination, oder setzt wirklich an diesem Punkt Ihre Kunst ein? Ist sie mehr als ein Notanker, das letzte Haltende im Zerflattern der irdischen Erfahrungen? Ins Gewohnte zurück der Mysterienpfad, nachdem kein Weg über es hinausführte?
Soviel kann man sagen: Abenteuer der enttronten Selbstverständlichkeit rechtfertigen im Ausdrücklichen erst ihre pretentiöse Dramatik. Ich glaube nicht an Erlebnisse, in denen kein Wert sich kundgibt. Unsre Absonderlichkeiten sind Manifestationen des heiligen Geistes oder klinische Fälle, obschon auch diese Getrennten irgendwie verbrüdert sind, Opfer beide, beide verblutend an den Grenzsteinen vor dem Land der goldenen Mitte.
Was mich nämlich Wunder nimmt, ist die sachliche Sterilität Ihrer verdrossenen Abkehr von der Ordnung des Gewohnten. Ich begreife den, der von der leisen Verschiebung im Antlitz des Gegners ganz hingenommen, vergißt den tötlichen Stoß zu parieren; oder den, der die Dinge bei Namen rufen muß, weil nur ihr Begriff ihres Daseins versichert. Aber daß den Trümmern der zerstörten Welt nicht eine neue enttaucht, daß jeder Schritt durch die Erscheinung Sie mit dem Nichts konfrontiert, daß Sie weder jenen Ausdruck im Antlitz, noch den Begriff besitzen, wenn Tat und Dingheit Ihnen verloren gingen, das verwirrte mir alle Gedanken. Ich konnte, so rasch durchlaufen, das Ende nicht vorstellen der gegenständlichen Verkettung. Hinter jedem farbigen Bild, so schien mir, lauert ein neues Bild, das selbst, Abbild nur eines Abbilds zurückdeutet auf die unendliche Flucht der möglichen Gesichte. Sie erst lehrten mich, daß der Ausbau der Welt und die Entwicklung unserer Gefühle nicht Schritt zu halten brauchen, daß in grauenhafter Zerreißung man sich ablösen kann vom Vertrautesten, die Welt aber zurückschnellt, unverändert, unerreichbar den formenden Gewalten, mit nichtssagender Deutlichkeit uns äffend, indes der Wirbel eigensüchtiger Gefühle in gegenstandsabgewandte Tiefen uns niederzieht.

Ihre Verse gaben mir zu alledem den Schlüssel. Ich las und in der fugenlosen Glätte ineinandergepreßter Worte, in der heuchlerischen Klarheit einer kaum bewegten Oberfläche ahnte ich zum Sichern und Gesicherten zurück, die Fährnisse einer entsagungsvollen Umkehr. Es sind kleinste, kaum sichtbare Zeichen, die den Kundigen leiten. Sie haben die unheimlichste Art das Selbstverständliche zu inscenieren, so daß man sich bedroht fühlt, ohne zu wissen warum. Ihre Einfachheit erzeugt ein namenloses Mißtrauen; man schreitet im Hellen und doch wie auf dünner Decke, einer kaum tragenden, die über unterspülten Räumen schwingt. Oft schreckt, in verzehrender Strenge ein Aufklirren plötzlich der heiter sich gebenden Rede. Nie sah ich eine Kunst, die so ganz Vorwand ist, indem sie so ausschließlich der Schönheit zu dienen vorgibt. Diese Ruhe des milden Leuchtens ist erkauft. Zu jedem Vers wüßte ich die Schicksale, deren Preisgabe er bedeutet; im Tragischen hat dieses Gewoge erlesener Bilder sein gespenstisches Negativ. Wie viel drängende Ungewißheit übertäubten Sie mit diesem Pathos der unwiderleglichen Fülle! Aus welchen Entlegenheiten des Gefühls, die das ausgeworfene Netz des Ausdrucks nicht mehr faßt, kehren Sie zurück zum glücklich Unzweifelhaften, zum Fundierten und Abgeleiteten einer Harmonie zu liebe, an die Sie noch im Rausch nicht glauben! In welch furchtbaren Entwertungen alles Seienden muß Ihre Vereinsamung sich vollendet haben, ehe Sie in der Haltung des wundervoll Sprechenden eine Welt heraufführen konnten, die von der gemeinsten Wirklichkeit sich nur durch die Geschichte ihrer Herkunft unterscheidet!

Denn das ist das Seltsame: Indem Sie ganz ans Ende gegangen waren Ihrer verachtungsvollen Abkehr von den Formen des praktischen Daseins, als nichts mehr Sie trug und festhielt im weichenden und zergehenden Ring der Erscheinungen, als Sie im Leeren beziehungslos und auf nichts bezogen vergingen, in dieser Jenseitigkeit, die schlimmer ist als Sterben, ergriff das gleichgültig Banale Sie mit erneuter Gewalt. Nicht seine Verbrauchtheit zog Sie an, nicht das Ungeistige eines zähen Materials, in dessen Gestaltung der Formenwille despotische Triumphe feiert, es war keine Apotheose des Straßenschmutzes, die Sie lockte durch Verklärung des anerkannt Häßlichen die leuchtende Ungleichwertigkeit der Dinge zu widerlegen. Sie blieben Ihrem fast religiösen Überdruß an diesen behenden Vertauschungen treu. Die Vergeistigung des Vulgären schien Ihnen, wie zwischen Menschen schon, so auch im Ästhetischen die große Komödie, das Ungriechische schlechthin, ein Satyrspiel, in dem Götter und Bettler sich paaren, mehr ein Herabzerren des Erhabenen, als ein Emporheben des Unedlen.

Sondern die Phänomene, wie sie gelten, ihre natürliche Rangordnung, ihre Formen, ihre Parodie der menschlichen Zwecke, ihr vertrauliches Mitfluten am Saum des steigenden Lebens, das alles trat in seltsamer Fremdheit vor Sie hin. So weit waren Sie gewandert, das was allen, bis zum Nichtmehrgesehenwerden nah und vertraut ist, für Sie mit wunderbarer Entlegenheit aus großen Fernen emporblinkt. Wie ein Toter vom Leben spräche, so sprechen Sie, ein Lebender, von seiner sinnlosen Bewegung. Es ist das Unwahrscheinliche geworden, das anzieht ohne zu

bestimmen, in einem Jenseits von Lust und Unlust, von Ja und Nein, von Bedrohung und Sicherheit seine Gefahren uns vorspielt.
So sehen Sie zurück ins Land aus dem Sie kamen. Seinem Bannkreis entronnen, erkennen Sie es nicht wieder. Der dunkle Grund Ihrer Erfahrungen verändert es ganz und gibt ihm eine Bedeutsamkeit über alles Begreifen hinaus.
Darin gleichen Sie den Alten, in dieser Phantastik des Gewöhnlichen. Allein indem Sie das Schicksal lebten, das die anderen objektivierten, indem Sie es ganz loslösten von den Dingen, ganz innerlich es machten, blieb Ihnen von der Welt nur ihre entkernte Hülse. Etwas Entwurzeltes eignet so Ihrer wiedereingesetzten Normalität, eine durchsichtige Blässe. Nicht die Wertüberlegenheit der Erscheinung über das Bewußtsein begründet ihre seltsam eindringliche Kraft, sondern das Wesenlose gerade ihrer erzwungenen Symbolik, das bloß Ornamentale ihres Daseins. Man spricht von ihr wie von Nichtexistentem. Man nennt den Sternhimmel, die bebaute Erde, das Schiff im Sturm, den kämpfenden Menschen. Der Gedanke der perfectibilité indéfinie trägt das Ganze. Und doch handelt es sich nur darum, das heimatlose Schaukeln seiner Schwermut zu fixieren, von ihr zu reden, indem man auf königliche Art sie verschweigt. So mündet in einer neuen Schönheit, was im Grauenhaften begann, Sie stehen und zwingen mit ausschauendem Wägen das Wort und nur in der Lässigkeit des Wiedereinsetzens nach atemeinholenden Pausen fühlt man, daß Sie am Schatten eines Taus sich über Abgründen halten.

— —

Lassen Sie diesen frevelhaften Willen, das Unbegreifliche zu begreifen mich nicht entgelten. Ganz von ferne rief ich Sie an, da zog es mich näher. Ich sank und widerstrebte noch, fiel und stürzte nicht, wie gebunden durch Ihren Blick, einen Schatten über dem Lid auskostend, als sei in ihm aller Ausdruck beschlossen, indes Ihre gemessene Silhoutte sich langsam verzerrte. Nun stehe ich vor Ihnen, ausgekeltert und beinah ernüchtert. Beschämen Sie mich nicht, sagen Sie nicht, ich hätte Recht. Wahr ist nur, auf meinem Weg die Spur ihrer Schritte. Ich maß Sie nicht ab und verglich sie mit keiner, doch wie bei kleinster Berührung alle Gedanken plötzlich aufstehn und kommen, so besaß ich Sie ganz. Ich stellte nicht fest und rechnete nicht nach. Sie waren da und was entstand, dieses Wogen der tönenden Arabeske, geht von Ihnen zu mir, und von mir zu Ihnen, ist wahr nur zwischen uns, eine Wahrheit der Begegnung, Freundschaft und gelebte Erkenntnis.
Darum konnte dieser Brief nicht Antwort sein, weil er zu sehr Antwort ist. Joubert wird den technischen Teil Ihrer Fragen erledigen. Von Chateaubriand aber hören Sie demnächst.

Ihr P.......

Paris, Mai 1804.

LIEBER FREUND!
Es klang wie eine Herausforderung, daß Sie mich veranlaßten von Chateaubriand zu sprechen. So als wäre da ein Ziel gesetzt allem Eindringen, als könnte solcher Blendung niemand widerstehen, als müsse man sich vor seinen Wagen spannen.

Viel Abneigung gegen Seelenkunde bargen Ihre Zeilen, es war eine Lektion, die Sie mir gaben, so in Indirekten, ein Appel an das Ehrfürchtige, indem Sie an die Schamlosigkeit sich wanden. Ich hätte bekennen müssen: »Diesem wenigsten baue ich um des Heroischen willen Altäre« und dann verstummen und diesen wissenden Verzicht auf Erkenntnis, dieses Sichabfinden mit dem Geistigsten einer moralischen Erscheinung hätten Sie vornehm genannt wie alle Leidenschaft zu Nichtpsychischem. Und doch weiß ich, daß Sie mehr aus Überzeugung als aus Instinkten von antiker Gesinnung sind. Ich vollends besitze nichts, als den Glauben an das Leben der anderen, an das eigentliche, das nie manifeste, das hinter der prunkvollen Stirnseite des Erfolgs sich verbirgt, das in der sozialen und litterarischen Leistung nur spär=lichen Ausdruck findet und dem die Liebe oder der Mépris der besten Frauen gilt. Wenn ich also gegen die öffentlichen Maße meine eigenen Gewichte einsetze, so lasse ich doch Morellet's Hohn hinter mir und das Gelächter Chènier's, der ganz 18. Jahrhundert vor dieser neuen Weite und Wucht die Fassung verlor. Solch totgeborene Kritik, die ablehnt unter Berufung auf den herrschenden Ge=schmack, auf die begrenzte Fügsamkeit also des Publikums wird Chateaubriand nicht aus dem Bereich des Existenten fortdiskutieren. Ich suche nach der Struktur dieser Organisation mit Spinozas unrichterlicher Gelassenheit. Unbeheimatet wie ich bin, ohne Begabung angesichts des unzweifelhaft Genialen, nicht fixiert, kaum gerichtet folge ich doch einer schwebenden Nadel, Werten kaum zu nennenden, die einmal spielen sollen, nur um Ihrer Bestätigung willen, daß es abstruse Subtili=täten sind. Und doch besorge ich, daß gerade sie einmal ihr Recht verlangen, das sie sich durchsetzen werden mit großem Eclat, wenn ihre Zeit gekommen ist, wenn es nicht mehr tötlich, sondern lebenspendend ist, um sie zu wissen.
Wie Joubert Ihnen mitteilte ist Chateaubriand in die Rue=Miromesnil umgezogen. Saint=Germains sind um ihn, seine Frau, eine kleine Herde von Portiers bewacht Garten und Haus. Ein Bedürfnis umgeben zu sein drückt sich mit zunehmender Stärke bei ihm aus, der niemanden liebt und doch alle entzückt. Nie braucht er diesen und nur diesen, denn er gibt sich nicht und zeigt sich nie, allein er will ge=wärmt werden, er bedarf eines Rahmens, er muß Menschen sehen, um an etwas vorbeizusehen. Man fühlt, daß er einem kinderreichen Haus entstammt, wo man frühzeitig sich verschließt, um nicht unterzugehen und dabei lernt, die Genüsse des gleichgültig herzlichen Nebeneinander aller echten Intimität vorzuziehen.
Im Übrigen langweilt er sich mehr als gewöhnlich. Der kleine Wellenschlag der römischen Politik hat ihn hungrig gemacht nach großen Begebenheiten, ob er gleich nie lebhafter mit den Freuden des λαθὲν βιῶσας kokettierte. In Wahrheit ist jede Art des Daseins ihm gleich zuwider, nur daß er zu wohl erzogen ist, diese elemen=tare Gleichgültigkeit zu affichieren. Darin ist er ganz Hofmann, er ist immer liebens=würdig interessiert und spielt diese Komödie auch sich selber vor. Dazu kommt seine immense Energie, ein Drang nach Bewegung, nach Einübung seiner brach=liegenden Kräfte. Ohne Zweifel wird er in die große Politik sich stürzen, sobald man die Arena ihm auftut.

Vorläufig tröstet ihn der Zorn Bonaparte's. Das Furchtlose seiner Demission, die öffentliche Meinung, seine zunehmende Popularität, das alles erquickt ihn nicht halb so sehr, wie dieser eingebildete Zorn Bonaparte's. Madame Chateaubriand, die er nie aufgehört hat als die Frau Chateaubriand's zu respektieren, ist ganz in der Situation. Sie zittert, wenn er im Park de Monceaux sich verspätet, in jedem Bettler ahnt sie den verkappten Schergen. Er sieht, Rhetor noch in der Phantasie, sich zum Rächer, nicht D'Enghiens, aber der enttronten Gerechtigkeit prädestiniert. Er und Napoleon, das ist die große Antithese der Gegenwart, ein Gegensatz von kosmischer Bedeutung. Von der Geschichte empfängt er seine Rolle, keine kleine, er der Tacitus dieser Zeit, der eigentliche Totengräber des Tiberius-Bonaparte. Am Aufgeputzten und Hergeleiteten seiner Lage, zu der ihn eine unglückliche Manie die Wirklichkeit nach Analogien zu erfassen verurteilt, leidet er selbst. Allein im Ganzen schmeichelt es doch in dieser gewaltigen Beziehung sich zu erblicken. Es füllt ein klein wenig die große Leere aus, für gefährdet zu gelten. Man ist zu stark, um nicht verliebt zu sein in die Gefahr, auch wenn sie auf Illusion beruht, wie diese und man dunkel die Täuschung fühlt. Die Nerven spannt es an, man geht wie geschleudert, das Licht hat einen aufregenden Glanz und dringt wie mit Nadeln in das kampftolle, bretonische Blut.

Er arbeitet nicht und ist auf alle Literatur sehr schlecht zu sprechen. Man kann sagen, daß er nie einen Autor geliebt hat und an seinen Schriften nur das unsagbare Etwas, das sie zu den seinen macht, wie keine Hand so gut und reinlich die die unsre anfaßt, wie die eigene Linke. Nie bestimmte das Seltsame einer durchdrungenen Wendung seine Tage, im Geformten das unvergleichliche Mitschweben formloser Ichgewalten schuf ihn nie um. Seine Seele wächst nicht durch fremde Berührung. Sie wächst überhaupt nicht, sie liegt bereit, sie lauert unbeteiligt. Völker, Weltteile, Religionen, Schicksale ziehen an ihr vorbei, alles prägt sich ihr ein, nichts trifft sie wirklich. Berühren kann er nur selber sich. Mit einem Mal gerät dann sein melodisches Ich in Bewegung, Licht und Schatten verteilen sich neu, wie eine durchglühte Frucht löst ein Reifes ab sich vom plötzlich Erregten. Allein dieses Sichteilen und Mehrwerden wird nicht als Wachstum erlebt. Er bleibt zurück, ärmer, verbraucht, stumpf geworden, unfähiger zuzugreifen, der Dinge sich zu versichern, ihnen Halt zu gebieten, mit neuer Bedeutung sie zu erfüllen.

Sie wissen wie losgelöst von aller Bewußtheit seine Erlebnisse auftauchen und verschwinden, wie der Strom seiner Gefühle in jedem Augenblick neu entspringt, ganz Richtung, ohne Geschichte, immer auf dem Weg. So kennt er, in der Unruhe des Weitermüssens nur den Widerschein seiner Zustände auf dem Antlitz der Dinge. Er fragt nicht nach ihrer Herkunft. Er nimmt ihre Wirkung für eine letzte Tatsache. Die Literatur ist darum das gewichtlose Etwas, das ihn nicht ausfüllt, eine Vorbereitung, Schule, unvermögend seinen Ernst zu binden und deshalb selbst des großen Ernstes bar. Immer lockt ihn, durch ihre farbigen Schleier blinkend, die Tat, die erlösende Veräußerlichung.

Dabei ist sein Schriftstellertum selbst nur eine besondere Art der Veräußerlichung.

Er entfernt sich vom Quellpunkt seines Lebens mit jeder Periode, mit jedem beschwörenden Wort. Diese Richtung aufs Superfizielle ist seinem Talent eingeboren. Eine Unfähigkeit still zu stehen, sich abzusetzen vom Drängen und Stoßen der Inhalte, indem man willenlos und aus neuen Tiefen zu ihrem wolkenhaften Treiben emporsieht, eine Leidenschaft mit im Spiel zu sein, schleudert ihn immer wieder an die Peripherie des Bewußtseins vor. Nur so besitzt er die Welt: als Edelmann, als Abenteurer, als Mann der Tat, nur so seine Einfälle. Sie haben die Pflicht ihn einzuführen, gallonierte Diener oder Freunde von Rang, man weiß es nicht. Immer handelt es sich um seine Position. Noch im Unbegreiflichen, in seiner eigenen Gesellschaft noch, ist er politisch und voll berechneten Auftretens. Denn er liebt nichts so sehr wie den Glanz und duldet sich nur als den Glänzenden. So beraubt er sich selbst der großen Reibungen. Irgendwie gleitet er aus an der zu glatten Oberfläche der Dinge, stürzt und kann sich nicht halten zwischen den hergebrachten Vorläufigkeiten, die vorgeben Endgültiges zu sein, diesen wurzellosen Schönheiten, diesem Vordergrundpathos und Vordergrundtiefsinn.
Allein im Erfolg noch, im magischen Tanz sich stoßender Worte packt ihn die Ernüchterung. Denn er weiß um letzte Verbundenheiten mit sich und der Welt. Er kennt den Ruck, mit dem plötzlich und unwiderruflich eine Sache vor uns hintritt, das Befreite einer Imagination, welche angreift, das eigentlich Schöpferische ist ihm nicht fremd. Seine Atala und Renè, beide sind voll des glücklichsten Gelingens; Wendungen, die wie Blätter auf dunklen Wassern die Erschütterungen der Tiefe ausdrücken, die sie verdecken, Stellen der unbeirrtesten Wucht, wo im Sichtbaren Unsichtbares sich entscheidet und man ahnt, daß er, Flüchtling und Verfolger zugleich, sich endlich zu fassen bekommt.
Allein das sind nur Augenblicke, man kann sie zählen, Augenblicke der Sammlung, des ungeteilten Sichfindens, des königlichsten Besitzens. Sofort verflackern die reichen Gesichte. Ungewiß, ob er ausharren soll oder handeln, fährt er mit der gespielten Überlegenheit des Routiniers dazwischen. Das Auge aber sieht doppelt, nichts bleibt in der Pein dieser halben Verwischungen, als der furchtbar steigenden Leere zu entreißen, in sie hineinzubauen, was der im Luxus des Gestaltens Erfahrene nicht missen kann. Ich fühle, wie vom Wendepunkt dieser mit nachlassender Schärfe erlebten Peripetien aus wirkend, sein Talent langsam und systematisch ihn korrumpiert. Er kommt nicht mehr zur Besinnung; es schleppt ihn vorbei an seinen eigenen Erlebnissen; es verhilft ihm zu unverdienten Tröstungen; statt sie zu formen, nährt es sich von seinen Bedürfnissen.
So verbaut er sich mit vorweggenommenen Erfüllungen den Weg zurück zu jener ursprünglichen Wahrhaftigkeit. Von einem heftigen und doch vagen Drang nach Erhebung auf vorgebildete, nicht selbsterrichtete Höhen entrückt, treibt er blind am Unscheinbaren vorbei, dessen Bewältigung allein seinem geistigen Ich das Zentrierte und jene tiefgründige Festigung verleihen könnte, die nur der im Ausdeuten des Nichtigen Originelle besitzt. Spricht er, so ist es immer der Unterschied von vornehm und gering, der ihn bewegt. Allein nie kennt man, vor was er flüchtet auf

dieser Flucht ins Entlegene. Er kommt nicht von seinem Portier, wenn er zum König geht. Es gibt nur ungewöhnliche Momente für ihn, doch setzen sie sich nicht ab gegen das Dumpfe, das Stupide und Lethargische. Sie gehen nicht hervor aus ihm und seinen Erhebungen fehlt der Boden sich abzuschwingen, die konkrete Situation, der auslösende Zufall. Es ist eine Parthenogenesis des Sublimen, die da sich vollzieht. Das Gewöhnliche aber, das Niedrige bleibt ein rhetorisches Postulat, eine bloße Möglichkeit, ein Vorwand, sich stärker zu fühlen. In alle dem leitet ihn ein letztes und stolzes, ein sehr aristokratisches, aber doch ein Vorurteil. Das Sublime soll nicht eingehen können in die beliebig verschiebbare Front der gleichgültigen Erscheinungen. Die Pfütze ist eine Pfütze, kein Treffpunkt seltsam schillernder Farben. Es ist an bestimmte Inhalte gebunden, der Gebrauch hat sie festgelegt. Man kennt die Arena seiner Phantasie von vornherein. Darum nimmt Chateaubriand zum Ausgangspunkt, wohin andere auf tausend Umwegen gelangen. Er verfügt über die Skala des Außerordentlichen, ehe er sie erprobte, vor aller Ergriffenheit kennt er die Objekte seiner Begeisterung.
Dieser Konventionalismus des Wertens macht allen eigentlich geistigen Kampf überflüssig; man besitzt das Unverlierbare ohne Bemühung. Es gibt nur Anwendungen, keine Mehrung seiner. Ich frage Sie wieder: was könnte Chateaubriand bestimmen auf diese Anwendungen in politicis zu verzichten, nachdem das Tautologische ihres formulierten Ausdrucks ihn bis zur Verzweiflung langweilt?
Denn Sie begreifen, daß dieser Gesteigerte eigentlich ein Beraubter ist. Es gibt eine Krankheit der großen Worte, ein Fieber der extremen Gefühle, das den Ergriffenen von der Katastrophe ebensofern hält, wie von der Genesung, weil er, allzu vertraut mit den Gebräuchen, der Gebärde und dem Ritus der Leidenschaft von ihr selbst, ihrem drohenden Ungefähr und ihren jähen Erfüllungen für immer ausgeschlossen bleibt. Ihren bloßen Schatten spannt er über die grauenhafte Leere seiner in der Bewegung noch unbewegten Seele; man ist eiskalt, allein das seltsame Flimmern ihrer fernen Blitze, das Scheinhafte und doch Wilde ihrer gespielten Unrast umgibt das Gehirn mit namenloser Erregung. Ein eigentümliches in der Mitte zwischen Ernst und Charlatanerie kennzeichnet diese Lage. Man kann nicht sagen, ob ein ungeduldiger Wille zur Leidenschaft ohne Ehrfurcht vor ihrem unterirdischen Wachstum unreif und vor der Zeit die langsam keimende ans Licht zerrt, oder ob sie ganz erdichtet ist, in der gleichgültigen Fülle des Besprechbaren das anständigste Thema. Denn man steht doch irgendwie, so scheint es, in Flammen; man ist im Affekt, wenn auch nie in dem, welchen man ausdrückt; man empfindet und empfände man nur das Unempfundene seiner forcierten Rhetorik. Es könnte viel Leidenschaft, die niemals erscheint, wirksam sein in der atemlosen Hast, mit der man das Unechte, seiner pathetischen Haltung zu Liebe willkommen heißt. Aber im letzten Grund ist man doch ohne unmittelbaren Zusammenhang mit irgend einer Sache, sich selbst so fremd, wie den letzten Dingen, für die man glüht, ohne Kontinuität, ohne Erlebnisse, ohne wirkliche Spannung, auf Vermittler angewiesen und immer die Mittler mehr liebend als das Göttliche selbst.

Was ich so schildere, ist nicht die Lage Chateaubriands allein, es ist die Lage der rhetorischen Naturen überhaupt. Immer zwingt sie das Doppeldeutige jeder Regung ein Ungültiges zu setzen an die Stelle des Eigentlichen, das sich entzieht und nur das Durchgehende ihrer Unsicherheit gibt den Gedanken und Erhebungen jene verführische Einheit, die Notwendigkeit vortäuscht, wo abenteuerndes Schweifen bestimmte. Diese Unsicherheit greift nach dem Hergebrachten zuerst. In der Ungebundenheit ihres gleitenden Zerfließens hat sie ein Maß für die Haltung der Festgelegten. Man weiß, um welcher Güter willen Menschen starben, man kennt diese letzten Höhen, man klammert sich an sie, ohne Glauben, aber mit der Verzweiflung des Ausgestoßenen, den nichts mehr hält, als der Glaube der anderen. Dabei spricht man zu sich selber, als gälte es ein törichtes Publikum zu überreden, mit verwischenden Übertreibungen, mit einer Eindringlichkeit, die mißtrauisch macht, bei aller Phantasie monoton in der Angst wegzublicken von der Verschlingung des Großartigen, als könnte man trivial werden, als genügte eine weniger künstlische, eine unbedachte Wendung des Kopfes, uns der Leere zurückzugeben, aus der wir stammen, dem eigenen Nichts, der ungewiß starrenden Öde.
Man frägt sich: Was gibt einem solchen Leben Stetigkeit, Richtung und übergreifende Form? Die Bedürfnisse der anderen? Oder eine gewisse Periodizität der inneren Stürme? Was leitet aus so ziellosen Geschehnissen, in dieser Geschichte, die keine Geschichte ist? Daß alles wächst, weitergeht und sich ründet? Dieses Leben von der Hand in den Mund. Dieses Nur-Glanz-sein aller Bewegtheit, ein wahlloses sich Verausgaben in Glanz, ohne Sicherung und Rückhalt. Ein Verschwenden, wo das Wegschleudern erst den Besitz erzeugt, daß man die Erstorbenheit nicht vorstellen mag des Chateaubriand, der nicht arbeitet oder reist. Diese exaltierte Kälte, die losdonnert in einer glühenden Stille.
Von Chateaubriand sagt man, er sei die erste Imagination, die Frankreich besessen, das wohl ihre Geste kennt, ihr unerschöpfliches Strömen aber nicht. Soviel ist gewiß: Sein Auge haftet unstet an Gebilden, die Form und Nochnichtform, ohne Zahl ihn umlauern. Er ist, sobald er es achtet, bedrängt und besessen von diesen unsinnigen Schemen, die antlitzlos und ungreifbar, ohne Wärme, Blut von seinem Blut und doch wie etwas Fremdes, etwas Beängstigendes an ihm vorbeifluten. Zuweilen vermag er in jäher Umreißung etwas zu packen. Dann taucht wie aus dem Nebel, und verfestigt sich einen Atemzug lang das härter Geschaute. In solchen Momenten ist er wie erlöst, den Tränen nah, unbekümmert, warm beinahe und von singender Schwermut. Denken Sie an die Atala: Die neuen Farben, die von gebrochneren Empfindungen sich losringen, diese gemalte Rhythmik kaum hörbarer Geräusche, das achtsam Zuverlässige der Schatten. In diesen anspruchslosen Studien steckt mehr Phantasie als in den grandiosesten Visionen. Hier ist die phantastische Wirklichkeit einer Sache gegeben, eine neue, noch nie geschaute und doch aufzeigbare Qualität. Mit Unrecht spricht man von solchen Gesichten wie von Erfindungen, es sind Erkenntnisse, die in Schönheit verkleidet, ohne Für und Wider sich durchsetzen, vom individuellsten Fühlen, in das gebettet sie reiften, mit unfaßlichen Schauern überspeilt.

Im Allgemeinen aber fehlt seiner Phantasie diese absichtslose und unbeirrte Realistik. Ein rhetorisches Element verfälscht ihre spezifischen Synthesen. Er vergewaltigt seine Eindrücke; sie sollen diese sein und keine anderen. Denn das Publikum steht vor und hinter der Sache, klascht oder wendet sich ab. Wo Chateaubriand erlebt, da assistiert die Öffentlichkeit. Amerikas Savanen sind nicht weniger Boulevard für ihn, als das Totenbett der Madame Beaumont oder seine religiöse Bekehrung. Darum gestattet er sich nur ehrenvolle Gefühle. Schamhaft genug das Intimste nicht preiszugeben ist er auch vor sich selber ohne Intimität, verheimlicht sich was vorgeht und diszipliniert seine Einfälle.
Diese ursprüngliche Einstellung auf die soziale Seite rein innerlicher Vorgänge macht ihn nicht nur unbewußt bis zur Naivität, sie verdirbt auch beim Übergang ins Ausdrückliche seine Phantasie. Denn stärker als sie, ist sein fatales Gedächtnis. Er erstickt an der Fülle bis ins Einzelne reproduzierter Erfahrungen. An die Stelle des Gestaltbaren tritt dürres Wissen und was so im Bekannten die schöpferische Auswahl trifft, das ist kein Bildungsgesetz der geistigen Organisation, sondern eine sehr äußerliche Absicht, die Rechnung auf den Effekt, Politik und seigneuraler Pomp. Impresario seiner Gefühle verfügt er über die Kategorien des Wirkungsvollen, wie niemand vor ihm. Er nimmt sie für Wahrheit, aber Sie kennen die Vertauschungen: Eine Addition von Farben gilt als Bild, das Eindringliche wird im Grandiosen, im Exotischen das Seltsame gesucht. Die Unterschiede weiten sich zu Gegensätzen und die Antithese, diese primitivste Form des Denkens, gibt ihm die Welt.
Dabei ist Chateaubriand voller Verachtung für das Publikum und über die Gloire, die allein ihn bestimmt und der er sein Innerlichstes opfert, wird er nicht aufhören zu spotten. Allein er braucht die Gesellschaft, er fühlt sich, er begreift sich nur durch sie. Sie ist der Thon, den zu formen ihn gelüstet, freilich nur Thon, aber durchaus unentbehrlich. Kunst, Religion, Liebe, das Persönlichste wird ihm zur sozialen Angelegenheit. Diese Abhängigkeit verpflichtet, sie zerreißt ihn, denn er ist doch wieder zu geistig, um in dieser Wendung Ruhe zu finden. Ein Etwas, das nie erscheint, steht hinter seinen Ambitionen, Entschlüssen, Taten und Affekten; es erscheint nicht, ob es gleich ihn beunruhigt, es entwertet nur jede Situation, es macht ihn einsam zwischen den Vertrauten, trübsinnig zwischen den Unbedenklichen, dieses nie gelebte, dies sein eigentliches Leben, das er von sich wegschiebt mit Begriffen wie Ehre, Ruhm, Erfolg, als besäße er wenigstens diese Dinge. Und doch besitzt er sie nicht, er ist tiefinnerlich gleichgültig gegen sie, in seinen besten Stunden fast feindselig, als wären sie gewonnen durch heimlichen Betrug am Wesentlichen. Diese selbstgesponnenen Netze, und daß er nicht mehr zurück weiß! Nur um in Bewegung zu geraten nimmt er Stellung und weil das Künstliche dieser aktiven Rolle jedes nüanzierte Verhalten ausschließt, steigert er seine Indifferenz trotzig zu Liebe oder Haß.
So trifft uns von einer neuen Seite das Widerspruchsvolle seines Wesens, eine Zerrissenheit, die Erscheinung bleibt, je tiefer man sie faßt, die durch den ganzen

Menschen hindurchklafft, wo immer man ihn aufschlägt. Es gibt Naturen, die vom Reifwerden ausgeschlossen sind, wie andere reifgeboren sind. Chateaubriand trägt den Sprung im Herzen, der nie ausheilt. Eine feine Vergiftung, das ist sein Leben. Er ist nirgends zu Hause, der Nieabgeschlossene, bei sich selber zu Gast, der pittoreske Fremdling. Mögen andere das Renaissanceideal des »ganzen Menschen« proklamieren. Ich läugne den Anspruch des Einzelnen auf Vollkommenheit. Wer gehorcht, wer sich einrichtet und resigniert, der sich anpassende Mensch mag im harmonischen Gleichgewicht seiner Kräfte die sublime Unrast begraben: Der Ruhm des Ausgeglichenen, des Gemilderten, des Weisen wird ihm nicht fehlen. Allein um die unerreichbare Vollendung weiß nur der mit sich selber Zerfallene, der wie die Welle des weiterdrängenden Lebens selbst im herben Wechsel von Sturz und Aufstieg den zurückweichenden Küsten entgegenstürmt.

Chauteaubriand allerdings neigt dahin, die Kontinuität seiner Erlebnisse mit der Kontinuität der kausal bedingten Erfolge zu vertauschen und diese Bindung seines Elans durch die Erwartungen und Nöte der anderen beraubt ihn der tieferen Freiheit. Darum allein erscheint die natürliche Vieldeutigkeit des Bewußtseins bei ihm als Widerspruch. Er weiß sich nicht eins mit seinem Schicksal, er widerstrebt ihm noch, er widerstrebt sich selbst damit und wundert sich, daß in endlos neuen Verkleidungen nur seine ursprüngliche Zwiespältigkeit ihr Recht zurückverlangt, beim Verteilen der Betonungen die maßgebende Rolle zu spielen.

Es war vor wenigen Tagen, da überfiel ihn ein älterer Herr mit den Argumenten der Encyclopädie. Chateaubriand explodierte in Bildern und großen Worten. Herr X. schien einigermaßen betreten. Die Methode des Genie du Christianisme war ihm entgangen. Er hielt es für schlechte Zucht auf Argumente zu antworten, indem man die Entbehrlichkeit aller Gründe demonstriert. In seiner Zeit führte nicht nur jeder den Degen und hatte soignierte Allüren, man besaß auch für alle Überfälle des Geistes die nötigen Sicherungen; doch galt es für unerzogen, Dinge zu sagen, die im Handbuch der geistreichen Sitten nicht vorgesehen waren. Man liebte die Bewegung über alles und es gab keine Gefechte, die nicht vor allem Kampf schon entschieden waren, da sie nur zu neuen Gefechten der Vorwand waren. Die Möglichkeit überredet zu werden erfüllte aber dieses im Spiel noch präzise Gehirn mit Schrecken und er verlor immer mehr, was ihm noch nie passiert war, die Fassung. Chateaubriand merkte nichts. Allein der mattere Widerstand seines Gegners und das instinktiv Chevalereske seiner Natur verführte ihn zu ausgleichenden Bekenntnissen. Der Katholizismus, so sagte er, sei die einzige Schule der Beredsamkeit für den modernen Menschen; außerdem habe er es immer für distinguierter gehalten zu glauben, als nicht zu glauben. Im übrigen wüßte er von keinem Mann, der geglaubt hätte, wie Frauen glauben, denen nicht viel an der Wahrheit liegt, sondern schon Augustins Credo sei ein Glaube quand-même gewesen, Askese, mehr Wille zum Glauben, als Glaube selbst.

Ich konnte Herrn X., mit dem ich Chateaubriand verließ, nur schwer überzeugen, daß die spielerische Sicherheit des Genie du Christianisme auf keinen sacrificium

intellektus zurückdeutet. Chateaubriand zog von jeher das Wissen dem Erkennen vor, und obschon die spitzen Wendungen der Aufklärung die Krankheit des öffentlichen Mißbrauchs noch nicht überwunden haben, sind sie erlernbar, so gut wie die Argumente der Kirchenväter. Er selbst war in Verlegenheit, Gründe für seine »Bekehrung« anzugeben und fand nur die Tränen seiner sterbenden Mutter mit viel Gefühl für dekorative Situationen, aber wenig Ahnung von tatsächlichen Zusammenhängen. Viele der widersprechendsten Motive werden objektiv in solchen Begebenheiten. Doch wissen Sie, daß wir nicht nach Motiven suchen.

Seit Rousseau hat man wieder den Mut zu seinen Passionen, allein der Fluch Pascals hängt noch irgendwie über ihnen. Chateaubriand kommt von Rousseau, doch verleugnete er ihn früh und Pascals Haltung wurde von neuem mächtig in ihm. Zwar hat er nie aufgehört, an die große Sensation zu glauben, die von Außen kommend die Leere seines Wesens ausfüllen würde. Darum ist wohl Pascals Leidenschaft sich auszuhöhlen ihm fremd. Allein die Nichtigkeit des Begehrten, die jener sich einredete, die er wollte, über der er tyrannisch und finster seine gewappnete Innerlichkeit aufrichtete, erlebt Chateaubriand, der so gerne sie nicht erlebte. Was Pascals Härte setzte und wegnahm, seine erarbeitete Einstellung, ist bei Chateaubriand Natur.

Deswegen irrt man, wenn man von seinem Katholizismus spricht, wie von einem wissenden Sichumgeben mit verheißungsvollen, das Unirdische dem Irdischen naherückenden Schranken. Er war nie aus Skepsis müde und wach, wie einer, der die aufreibende Nichtigkeit des Besten, die erlebte auch durchschaut hätte, die unentrinnbare Bindung des Edlen an das Vulgäre und dem nichts mehr bleibt als die Flucht ins ganz Einfache und Primitive. Er besitzt vom Zweifelnden nur die Begehrlichkeit. Diese allerdings ist ungeheuer. Sie geht wie ein Feuer von ihm aus. Sie frißt die Farben von den Dingen ringsum. Was er anrührt zerfällt in Asche, so hat die vorausgeeilte, stechende Flamme die zähe Verbundenheit des Lockenden zermürbt. Ein Kitzel im Gehirn, ein Gähren und Drängen des rastlosen Bluts, das die Wege der Befriedigung nicht kennt. Fast blind und ziellos, aber ohne Ende Gegenstände neu erzeugend, so schießt empor und duckt sich zusammen die unbeständige, die rücksichtslose und willkürberaubte Glut, in der er schreitet. Er verbraucht, was ihm entgegentritt mit rasender Schnelligkeit. Er überfordert es, ohne ihm gerecht zu werden. Eine Wut an das Ende seiner Gefühle zu gelangen macht ihn widerspenstig gegen ihre natürlichen Umwege. Jede Lust beraubt ihn der tieferen Lust, wie könnte er sich packen lassen von ihr! Seine schalen Genüsse zu schärfen, verquickt er sie mit Vorstellungen von Tod, Untergang und Qual. Alles dauert ihm zu lang und zergeht zu schnell. Er hat die grausamste Art einer Frau zu beweisen, wie sehr sie ihm entbehrlich ist, wie sie um alle anderen, die Reizvolleren, die Niegekosteten, die Unendlichen ihn bestiehlt, ohne in den lichten, entschwebenden Schatten sich zu verwandeln, der allein, weil niemals errafft, auch niemals enttäuscht. So greift er nach dem Zerbrechlichsten, als hinge unermeßliches Heil an ihm — gelangweilt, zerstreut, nach Köstlicherem spähend

läßt er aus schlaffen Händen ungenossen es fallen. Er mordet, bloß um zu morden. Es sättigt nicht, es füllt ihn nicht aus, es macht ihn nicht reicher. Man rechnet sich's vor, wie oft, Amerika, den Krieg, die litterarischen Triumphe, Rom, Freunde, Macht, in der Enttäuschung noch der Stolz des Enttäuschtseins. Allein das Erlesenste ist nur ein Sandkorn der ansteigenden Wüste. Immer wieder überfällt es ihn, den Vielgereisten, den von allen Stürmen und Schauern Gepflügten, daß sein Leben nie Leben war, daß nichts schmiegsam genug und alles zu zäh ihn festhielt und daß sein unersättlicher Hunger nach dem großen Unbekannten wuchs, je mehr er ihn stillte.

Diese cerebrale Lüsternheit nun, die sich auf alles wirft, durch eine seltsame Wendung hat sie des Entlegensten unter dem Erreichbaren, der Religion sich bemächtigt. Bei Pascal noch ein Mittel die profane Concupiscenz zu bändigen, ist sie bei Chateaubriand gerade deren Opfer, eine Sensation mehr, ein neuer Kontinent voll unentdeckter Farben, etwas Berauschendes, ein Vorwand zu trunkenen Worten. Es ist das der merkwürdigste Dammbruch im Gebiet des Geistes, eine Entfesselung der irdischen Regungen, die der Katholizismus durch heimliche Überführung in ein System von Zeremonien, Geboten, Symbolen und Visionen unschädlich gemacht hat. Denn an der Vergeistigung unserer sinnlichen Bedürfnisse, die bewirkt, daß wir wie zwischen künstlichen Gärten in Früchten aus Metall und Blumen aus Diamant den geadelten Staub kosten, den wir verachten lernten, reizt Chateaubriand nie die Vergeistigung. Nur das Sinnenfällige, das versteckte, das unter geweihten Hüllen flimmernde, klingende, löst er los aus der spirituellen Umklammerung — und genießt es als solches. Das allein behielt er zurück, dies; von den Gedanken aber ihre Hierarchie und von den religiösen Affekten nur ihre Gebärden. Es ist die Religion im Bilderbuch, die er anpreist, ein ästhetischer Katholizismus, ein Hymnus der Fassade.

Man fühlt, daß hinter dem Genie du Christianisme keine religiöse, aber auch kein intellektuelles oder moralisches Erlebnis steht. Sondern derselbe Drang, der ihn in die Urwälder Amerikas entführt, treibt ihn durch die Gebilde der christlichen Welt. Ein großes Abenteuer, das ist sein Katholizismus. Das letzte, was aufrecht stand und lockte in der Öde, der unter Pascals wilden Verneinungen zerborstenen Erde. Denn Chateaubriand hat zu allen Dingen, zu den geistigsten noch, nur eine Beziehung. Er will sie haben, er will sie halten, in einem ganz unzweideutigen Sinn will er sie dienstbar sich machen und sie besitzen. Er hat zugreifende Hände. Die Sachen sind, was sie sind; hinzutun kann er nur dies, daß er sie ergreift. Darum liegt ihm wenig am Erkennen, wenig am zwecklosen Gestalten. Der Genuß seiner eigenen Bewegung, das ist mehr als das hohe Bewegende, wirklicher, farbenreicher, das was betäubt, die züngelnde Ekstase. Darum gilt jede Sache nur, was sie an Sensationen umschließt. Ihre Eigentlichkeit, die fremdartig Unergründliche entzieht sich dauernd, auch was sie wird für den Frager, der wissen will, was sie sei. Es bleibt nur, in der glühenden Umschlingung die gestammelte Inspiration. Darum besitzt Chateaubriand nichts, weil er alles besitzen will. Er

ist immer der Betrogene. Die vornehme Einsamkeit verzweifelter Genüsse umgibt ihn, doch wendet er sich ärmer aus jeder neuen Begegnung. Man kann nicht besitzen, wo man begehrt.

Daß er nicht ohne Ehrfurcht ist, für alles, was ihn enttäuschte, das gibt seinem Leben das sonst zerginge die dauernde Einheit. Damit aber vollendet sich seine Rückkehr ins Soziale. Denn von den Verheißungen seines kindlichen Vertrauens behält er nur, was alle besitzen. An diese Reste zerfallener Träume klammert er sich mit pathetischen Worten und mit der Zuverlässigkeit dessen, der seine Impressionen von gestern zu seinen Überzeugungen von heute machen muß, weil er sonst ohne Gegenwart wäre.

Sagen Sie nicht, was aus meinen Briefen an Sie hervorzugehen scheint, der Begabte sei eine Parabel vom Selbstverständlichen über das Wunderbare zurück ins Selbstverständliche, ein überflüssiger Aufwand, mehr nicht. Die Spannung, aus der die Welt immer wieder neu erzeugt wird, hält sie auch über dem Abgrund. Denn ein unentrinnbares Gesetz hat, was nicht zu entbehren ist an das Überflüssige gebunden. Wir alle aber sind nur Parasiten der großen Verirrungen.

Leben Sie wohl und nehmen Sie, was allein durch Ihre Ergänzungen lebt, diese orphischen Sprüche als den geschlossensten Ausdruck meiner nie eingestandenen Verbundenheit mit Ihnen.

Ihr P.......

FRANZ BLEI: GLOSSEN ZUR FRAUENFRAGE

MORAL FÜR DIE FRAU. Es sind in dieser Zeit so viele gemeine Kräfte am Werk, die Geselligkeit einer kultivierten Gesellschaft zu zerstören, indem sie die völlige Verschiedenheit der Geschlechter leugnen, daß man immer wieder diese Verschiedenheit betonen muß, ja selbst davor nicht zurückschrecken soll, sie mit Lust zu übertreiben. Die reichsten Formen des Lebens bildeten solche Zeiten aus, denen die stärkste Differenzierung der Geschlechter eigentümlich war, und ins Kümmerliche und Rohe werden die Formen einer Zeit fallen, die davon redet und danach handelt, daß die Frau vor allem Mensch sei und damit mehr als eine Selbstverständlichkeit sagen will. Diese Frauen, die vor allem Menschen sind, weil sie es zu der Steigerung Frau nicht zu bringen vermögen, bilden mit jenen Männern, die vor allem Menschen sind, weil ihnen nichts Männliches besonders eigentümlich ist, einen Haufen besitzloser Barbaren, die ihrem heimlichen Neid das Pathos der lauten Verachtung geben und eine Gleichheit verlangen, die ihnen ihre Armut erträglich machen soll. Die aus dem Gehirnvolumen der Frau beweisen, daß sie alles lernen und treiben kann, worin ein Mann seine Zeit in rastloser Zweckhaftigkeit hinbringt, sind die Gegner wert, die das Gegenteil beweisen. Das Mädchen mit männlicher Allüre, das gegen den bekannten Priapismus des Mannes Vorträge hält, ist die Schwester wert, die das Geschlechtsvergnügen jedes und besonders des illegitimen Paares wohlwollend protegiert und in der »Freien Liebe« das Heil der Welt erblickt. Oder die andere Schwester, die sich von einem davon nicht minder überzeugten Manne unverheirateter Weise ein Kind machen läßt, nur um zu zeigen, daß sie jene höhere Moral besitzt, von der sie dem Programme nach den Anfang einer neuen Welt datiert. Höhere Moral ist das Wort für schlechte Gefühle, die sich für Ideen halten, für üble Manieren, die man sich nicht mehr abgewöhnen kann, weil sie verrottete Instinkte immer aufs neue nähren. Wer die moralische Praxis seiner Umgebung aus irgend einem Grunde nicht beherrscht, wird dieser Praxis die Schuld geben und sie verwerfen. Aber es ist flatus vocis, wenn er sich für eine höhere Moral bestimmt meint. Ein Unvermögen soll verborgen werden. — Die Moral, das ist die Kraft zur Form. Es gibt Schwache, die verbergen wollen, daß sie schwach sind, und sie tun es damit, daß sie sagen: Die Moral, das ist die Schwäche. Man wird immer bemerken können, daß die so sprechen es zum Besten im Leben nicht bringen: ihm eine reiche Form zu geben. Man ist aus irgend welchen Gründen übereingekommen, dies und das nicht öffentlich oder zu andern als bestimmten Zeiten zu tun — wer einigen guten Geschmack und Sinn für Ordnung hat, wird sich daran halten. Keiner Dame wird einfallen, heute einen Hut zu tragen, der im vorigen Jahr die Mode war, denn sie würde in ihr nicht angenehmer Weise auffallen. Im Seebad und nur da zeigt man sich öffentlich so wenig bekleidet und dekolletiert nur dann und da. Die Moral folgt dem gleichen Gesetz Übereinkommens und Geschmackes wie die Mode. Zu der Dame gesprochen: Hüten Sie sich, daß das, was man die Gesetze der Sittlichkeit nennt, mehr für Sie bedeutet als eine formale Regel des äußeren Lebens, die Sie ebenso einhalten

müssen wie eine neue Mode. Sprechen Sie von der Sittlichkeit so ernst wie Sie von der Frühjahrsmode sprechen und niemals leichtsinnig und frivol, in dem Glauben, Sie müßten Ihre Freunde darüber aufklären, daß Sie diese schönen Gesetze nicht ernst nähmen. Sprechen Sie von der Sittlichkeit am besten so wenig wie Sie von der Art ein Ei aufzuschlagen sprechen, beides ist eine Übung und kein Gesprächstoff, und nehmen Sie diese Formen hin nicht als ein willkürliches System erdachter Regeln, sondern als die nichts als sinnvolle Folge des Lebens selber. Tun Sie nichts bloß um dieser Formen willen — Sie schlagen ja das Ei auf, um es zu essen — aber versäumen Sie nie, in allem was Sie tun, auf diese Formen alle Rücksicht zu nehmen. Ihre Schönheit hat den Ruf eines esprit fort durchaus nicht nötig, um sich bemerkbar zu machen. Saint-Simon erzählt von einem alten Erzbischof, der jeden Tag seine Geliebte, die Herzogin von Lesdiguères, bei sich sah. Er promenierte mit ihr in seinem schönen Parke von Conflans, und in einiger Entfernung von den beiden folgten Gärtner, welche die Schrittspuren auf dem Wege mit Rechen beseitigen mußten. Lassen Sie zum mindesten auf Ihren Wegen die Gärtner hinter sich gehen. Die sogenannten Vorurteile werden viel grausamer vollstreckt als die Urteile und kennen keine Berufung. — Sie haben entartete oder verunglückte Schwestern, die im ruhigen Gang der Dinge für sich kein Heil finden können. Also beginnen sie, sich über Form und Regel hinwegzusetzen, zur »Freien Liebe« einzuladen, oft in der nicht immer undeutlichen Hoffnung, wenigstens einem Schüchternen zu sich Mut zu machen. Halten Sie sich diese Frauen und dieses Gerede vom Leibe, wenn Ihnen die Freiheit Ihres Tuns wertvoller ist als die Freiheit Ihrer Worte. Zeigen Sie nie mehr Intelligenz als Ihre Schönheit ohne Schaden verträgt, auf daß man nicht meine, auch Sie trieben dieses falsche Spiel vertauschter Funktionen. Machen Sie sich lieber etwas dümmer. Unter das Niveau Ihrer Schönheit kann Ihre Dummheit nie sinken. — Glauben Sie den Lehrern und Lehren nicht, die Sie vor die Entscheidung stellen: so oder so, Natur oder Kunst, Scham oder das Gegenteil. Diese Gegensätze existieren nur hypothetisch.

DIE SCHWÄRMER. Es gibt Männer, denen bei jeder Frau der Mund wässert. Sie sind gar nichts wert. Nur der unbedeutende Mann hat dieses stets bereite Entzücken für die Frau, Worte dafür wie aus einem schlechten Couplet. Die Männer, welche die Liebe und die Frauen über alles setzen sind nicht die, die am meisten, und schon gar nicht die, die am besten lieben. Es sind Leute, die für das Wenige, das sie geben können, sehr viel erwarten. Sie betrachten ihre Liebe als einen Freibrief für ihre Gewöhnlichkeit.

VON DER LIEBE. Es gibt Frauen, die sich mit der Liebe einlassen, weil sie ein Recht darauf zu haben glauben oder weil sie davon gehört haben, oder aus langer Weile oder aus Neugierde. Solche Frauen werden alle Grade der Enttäuschung erleben. Man möchte ihnen dies sagen: Tun Sie es nur, wenn Sie sich ein Spiel versprechen, in dem Sie alles verlieren, aber auch alles gewinnen können.

Dies hängt allein von der Macht ihrer Schönheit ab, nicht vom Manne. Sie müssen wissen, was Sie einem Manne zu geben, was Sie von ihm zu bekommen haben. Je früher Sie das wissen, um so besser. Sie bezahlen dieses Wissen nie zu teuer, denn es kann Ihnen das Leben gewinnen. Kommen Sie spät dazu, so nützt es Ihnen nichts mehr, denn Sie wissen dann wohl, was Sie geben können, es ist aber keiner mehr da, von dem Sie etwas zu bekommen haben. Irren dürfen Sie sich, wenn überhaupt, nur einmal: das erstemal. Diesen ersten Irrtum entschuldigt die Verwirrung der Mädchenträume. Bringen Sie nicht allzuviel Jahre mit diesen Träumen hin. Daß das Mädchen heute nicht wie zu Großmutters Zeiten mit sechzehn Jahren heiratet, ist einer der Gründe für die Kalamitäten, die man unter dem Namen Frauenfrage zusammenfaßt. Diese Träume bekommen, zu lange geträumt, eine qualvolle Wirklichkeit — ein sehr lästiger dritter Teilnehmer in Ihrer ersten Umarmung. Gewiß, Sie erdrücken ihn darin, aber das Tote wird sentimentalisch auferstehen und Ihnen den Teint ruinieren. — »Aber man muß lieben, um sich mit Grazie hingeben zu können«, sagte Annie D., eine schöne blonde Schwedin. Aber: welche Frau sollte dies nicht fertig bringen, dem Manne diese Täuschung, daß sie ihn liebe, zu geben? Und nur um diese Täuschung handelt es sich ja hier, wo von der Frau gesprochen wird, die eigentlich nicht liebt, sondern davon gehört hat, ein Recht zu haben meint, usw. Es ist für alle Fälle, besonders in Hinsicht auf den guten Ruf, wichtig, sich diese Rückzugslinie offen zu halten. Sollte es Ihnen passieren, daß Sie einen Mann enttäuschen, das heißt: sollte es Ihnen nicht gelungen sein, dem Manne diese bestimmte Suggestion von sich zu geben, als nach der verlangend Sie seine Not erkannt haben, so bemühen Sie sich nicht, das etwa damit gut machen zu wollen, daß Sie sich ihm von einer andern Seite zeigen. Tun Sie nichts und geben Sie den Fall auf. Verwenden Sie Ihre ganze Klugheit auf nichts sonst als auf den Rückzug — der muß aussehen wie ein Sieg, den auszunützen Sie nicht Lust haben. Vermeiden Sie dabei das Wort möglichst, denn in vielen Worten könnte sich leicht ein Affekt verraten, ja, viele Worte verraten ihn schon, was immer Sie auch mit den Worten sagen, ob Sie von der Sache selbst sprechen oder vom Wetter. Vergessen Sie nie, daß Sie selber an dem Malheur Schuld sind. Machen Sie dem Mann keinen Vorwurf, denn damit wecken Sie ihn aus seinem erotischen Halbschlaf: er sieht auf einmal ganz klar, und Sie haben den Schaden davon.

VON DER EIFERSUCHT DES MANNES. Wenn er nicht dabei ist, erzählt man von Herrn von B., daß er seine Frau mit vier Liebhabern auf einmal überrascht hat. Die vier Liebhaber stimmen, aber die Überraschung betraf nur die Zahl: B. hatte nur drei erwartet. Als er von seinem verborgenen Ort aus — um den seine Frau übrigens wußte — die vier sah, sagte er: »Zwei... drei, vier Geliebte. Viermal ist sie Frau! Nun muß ich vier Existenzen in mir entfalten, um sie bis zur Sättigung zu lieben.« Das ist eine sehr einfache Rechnung. Vier Frauen verlangen vier Männer, vier Frauen in einer verlangen vier Männer in

einem. Daran ist nichts erstaunliches. Es gibt sehr banale Gründe für die männliche Eifersucht. Die Angst vor dem Verglichenwerden z. B., welche Angst manchen so sehr auf dem Jungfrautum seiner Frau bestehen läßt. ‹Was aber auch bei andern noch andere Gründe hat.› Kennt die Frau nur einen Mann, so kennt sie keinen, und sie muß sich mit dem guten Glauben trösten, der gerne zu dem schlimmen Aberglauben entartet: alle Männer sind gleich. Die meisten Eifersüchtigen haben Grund, diesen Aberglauben ihrer Frau sehr bequem zu finden. Ein weniger banaler Grund der Eifersucht beim Manne ist der Geschmack. Es gibt Frauen, die durch Untreue zur Karikatur werden, da ihnen nur die Treue steht. Der Mann verträgt die Geschmacklosigkeit seiner Frau nicht: das ist seine Eifersucht. Auch Phantasielosigkeit des Mannes ist ein Grund der Eifersucht: er kann sich nichts vorstellen und wütet deshalb. Das Gegenteil solcher Phantasielosigkeit besaß Herr von B. in hohem Maße. Daß er, als seine Frau bei Sieben anlangte, sich nicht mehr mit sieben in die Gleichung setzen konnte und seine Frau verließ, war nur persönliche Talentlosigkeit, kein Fehler in der Rechnung. — Daß die Eifersucht ein Reizmittel sein kann, zeigt die Geschichte des älteren Gatten einer jungen Frau. Er lud sich einen jüngeren Freund auf sein Landgut, der sich in die Frau verliebte und sie noch etwas vague in ihn. Bei der ersten noch ganz harmlosen Aussprache — er hielt nur ihre beiden Hände — überraschte die Beiden der Gatte. Der Freund verließ das Landgut auf der Stelle und erwartete von seinem Freunde die Forderung. Es kam aber ein Brief des Gatten, worin etwa stand: »da auch dieses Mittel, die Eifersucht, nicht den erhofften Erfolg gehabt hätte, so bliebe eben nichts anderes übrig«. Der Mann hat erst seine sehr geliebte Frau und dann sich, den die Frau nicht weniger liebte, erschossen. Anders war Herr von L. Nach langem Kranksein nahm er, dem Tode nahe, von seiner Frau Abschied, um, wie er sagte, seine Gesundung auf einer längeren Reise zu suchen. Allmonatlich bekam die Frau einen Brief ihres Mannes, von außer Land, von über der See, aus dem Süden und aus dem Norden. Jeden Monat einen ganz kurzen hübschen Brief durch elf und ein halb Jahre durch — den letzten genau an ihrem fünfundvierzigsten Geburtstag: »Ich schreibe dies in meiner Todesstunde, die mich ereilt, nicht unerwartet, acht Tage nach unserer Trennung, während welcher Zeit ich 137 Briefe an dich verfertigte und denen zugehen ließ, die sie dir allmonatlich schicken sollen. Dieses ist Nr. 138 und leider der letzte. Aber du wirst, wenn du ihn bekommst, genau fünfundvierzig Jahre alt sein und M., mit dem du mich betrogst, wird dich nun nicht mehr heiraten, wie er es sicher getan hätte nach deinem Witwenjahr vor 10½ Jahren. Ich sterbe sehr ruhig in dem Gedanken, dich daran verhindert zu haben, daß du deine Untreue durch eine Heirat legitimiertest.« Dieser törichte Eigensinn eines Sterbenden brachte es wirklich zustande, daß die arme Frau ihren Mann zu betrügen meinte, da er schon über elf Jahre tot war. Und also doch nicht tot. Da zwei Wochen bevor Nr. 138 ankam, auch der Liebhaber gestorben war, befand sich die Dame in höchst zwiespältigen Trauerverhältnissen. Mehr als alle andern Tragödien haben die der Eifersucht eine immanente Komik. — Als Lord

Abercon erfuhr, daß ihm soeben seine Frau mit einem Geliebten durchgegangen sei, schickte er eilends den Beiden seinen Wagen nach, da er es unsittlich fand, daß eine Lady Abercon in einem Mietswagen fahre. Ein Bankier hörte in London, daß seine Frau in Wien mit ihrem Geliebten täglich ausfahre und immer die besten Pferde aus dem Stall dazu einspannen lasse. Er ließ durch seinen Diener Joseph seinem Kutscher Anton schreiben, er möge die alten Fuchsen dazu nehmen, die für den Dienst noch gut genug wären. Man möchte neben den Tragödien der Eifersucht mit ihren ewig gleichen Peripethien von Totschlag und Selbstmord diese sublimierten Variationen, wie sie das Beispiel der beiden so verschiedenen Herren zeigt, nicht vermissen, denn sie fördern wirklich die Sittlichkeit.

DIE MODE. Es gibt Leute, die ein Vernichtungswort über die Mode damit auszusprechen meinen, daß sie sie als eine Erfindung gewinnsüchtiger Schneider bezeichnen. Schneider sind nun nicht durchaus eine verächtliche Gattung Mensch, und die Gewinnsucht ist nicht ihr besonderes Kennzeichen. Aber die Schneider erfinden gar nicht die Moden. Ich verstehe die Gründe, die Frauen veranlassen können, eine Mode nicht »mitzumachen« und sie auf die erfinderische Betätigung ihres eigenen Ingenium verweisen: Gründe des Etats der Finanzen sowohl als des Leibes. Beide Gründe werden von einer Frau nicht gern zugegeben; sie sagt lieber, sie mache die neue Mode nicht mit, weil sie sich von den Schneidern nichts vorschreiben lasse und weil die neue Mode überhaupt lächerlich sei. Eine Mode ist nach alter Erfahrung aber nur zweimal lächerlich: so lange sie noch nicht ist und wenn sie aufgehört hat zu sein. Also: eine Mode ist nie lächerlich. Sie ist eine Variation und die jedenfalls nötige Variation der Mittel des Gefallens, des Sichabhebens dort, wo ein großer Konflux von Menschen statt hat. Die Dame trägt das Neueste nur so lange (also sehr kurz), als es von wenigen ihres Geschlechtes getragen wird; droht ihr wieder das Verschwinden in den zu Vielen, so erfindet sie eine neue Mode. Denn: nicht die Schneider erfinden. Die kopieren nur sofort, was eine durch Rang, Namen, Schönheit, Geschmack bekannte oder genannte Dame erfunden hat, um sich ihrer Qualität entsprechend auch äußerlich abzuheben von ihren Konkurrentinnen. Der Schneider ist höchstens ein Berater, ein technischer Helfer, nie ein Erfinder. Man weiß ja: unmittelbar kleiden die Damen sich der Damen, mittelbar erst des Mannes wegen, besser: die Frau weiß, daß sie mit dem Ensemble der neuen Mode den Mann beeindruckt, aber die Frau, die mit ihrem Hut um acht Tage zurück ist, mit dem Detail ärgert. Es ist ein Wettkampf der Frauen untereinander — oft ist der Kampf nur um dieser seiner selbst willen geführt — und alles was in wilderen Zeiten Kampfmittel war und in tieferen Ständen noch Kampfmittel ist, das hat sich in der Mode sublimiert: Ein Kampf um die Macht über den Mann, der zuerst ein Kampf der Frauen untereinander ist. Als vor einiger Zeit in schwärmerischen jungen und alten Mädchen ohne sonderliche weibhafte Differenzierung der Ehrgeiz erwachte, sich ebenfalls abzuheben und viele Gründe ihnen die gerade geltende Mode versagten, erfanden sie sich, schwärmerisch (Boti-

celli, oh!), praktisch (Studieren, oh!) und so unglücklich (der Mann, oh!) wie sie in Einem sind, eine sonderbare Tracht, halb Sack, halb Kutte, kunstgewerblich höchst bestickt. Dicke Frauen, die es verbergen wollen, daß sie dick sind, bequeme Frauen, welche die Schönheitsquelle des Zwanges nicht wissen und für das »Individuelle« sind, und viele Frauen sonst noch gingen in Sack und Kunstgewerbe. Dieses Reformkostüm, wie es sich einer Neigung der Zeit folgend nannte, ist keine Mode, sondern das törichte Stigma einer Gruppe Hilfloser. Mode wird nur, was nicht von einer Gruppe, nicht von einem Schneider, sondern von einer Dame aus der Schönheit ihres Leibes heraus oder aus Partikularitäten dieser Schönheit erfunden wird. Der Erfolg dieser Schönheit reizt, ihren Apparat nachzuahmen, da man nicht ganz sicher ist, ob nicht doch Kleider Leute machen. Was eine Dame erfand zu stärkerem Ausdruck ihrer besonderen Schönheit, das geht schnell an jene, deren ähnliche Schönheit auch davon gewinnt, gerade noch gewinnt, nicht verliert, verliert, zur Karrikatur wird — und damit auch schon nicht mehr »modern« ist.

DER SCHMUCK. Daß man aus der Einsicht in die letzten Gründe einer Sache und aus Mißbilligung dieser Gründe gerne auch deren späte Effekte beseitigt wissen möchte, ist das ebenso utopische wie phantasielose Unternehmen gewisser Gehirne, die Entwicklung annehmen wo Variation, Verstand suchen wo nichts als Sinnlichkeit ist und einem rationellen Leben das Wort reden, weil sie im Leben nie es so herrlich zwecklos gelebt haben und aus persönlichen Deffekten nicht zurecht kommen. Diese Leute schneiden den Frauen das lange Haar ab und erzählen einem dabei, daß langes Haar ein Sklavenmerkmal war und 2.) 3.) 4.) usw.; sie sind spezipiell für niedere Absätze an den Schuhen, weil davon der Gang sicherer und bestimmter würde — als ob das schon was wäre! Sie erklären Ohrringe für barbarische Überbleibsel und fragen ihre Nachbarin sieghaft und jeden Einwand zerschmetternd: Warum ziehen Sie sich nicht einen Ring durch die Nase? Diese Leute, die sich in der Historie und Ethnographie so gut auskennen, verlangen immer, man soll seine Historie aufgeben. Weil bei uns die Sitte des Nasenringes nicht gebräuchlich ist, sind sie »prinzipiell« gegen unsern Ohrring. Irgendwo in Afrika spricht man Somali; weshalb sind diese Leute, die uns immer in ihre imaginierte Zukunft projizieren, nicht deshalb gegen unser deutsch oder französisch? Diese Leute haben den Wahn des Fortschritts, weil sie meinen, die tatsächliche Verbesserung, sagen wir der Klosetts, habe einen Parallelismus auch im geistigen Leben, im Wesentlichen. Sie glauben, das mehr wissen, das durch das Vergangene einem natürlich zuwächst, bedeute auch mehr bedeuten. Nun gut. Das Bedürfnis sich zu schmücken mag die schändlichsten Ursprünge haben — seien wir dankbar dafür, daß wir diese alten barbarischen Instinkte noch nicht verloren haben und pflegen wir sie. Aller Schmuck hat einen sinnlich zu erfassenden Sinn. Er soll auf jenen Teil des Körpers aufmerksam machen, den er ziert — die Mouche trat so als Aufmerksamkeitserreger an jene Stellen, an die anderer Schmuck nicht befestigt werden kann. Der Ohrring, der den Blick auf ein kleines Ohr zieht, soll

dieses nicht schwer belasten, sonst bekommen wir zu dem Lustgefühl eines der Angst, der Ring möchte das Läppchen durchreißen. Zu große Ohren werden den Schmuck besser vermeiden. Zu starke Gelenke werden kein Armband tragen wie nur die feinsten Fußknöchel sich den Schmuck eines Fußbandes erlauben dürfen. Ringe an kurzen plumpen Fingern dürfen nicht jene länglichen Marquisen sein, denn die werden die Finger noch kürzer erscheinen lassen. Eine blasse Hand darf blasse Steine tragen, eine rote muß sehr vorsichtig in der Wahl sein. Jene langen Ketten werden einen Busen noch grotesker erscheinen lassen als er ist, wenn sie über die oft schlechte Korsetkante in einem rechten Winkel abbiegen und in einem Schoß, dessen Konvexität ihn Lügen straft, ein Breloque mehr thronen als verschwinden lassen. Ein Schmücken, das nicht üblich ist, wird eine Frau meist nicht zu ihrem Vorteil üben. Die Stirnperle des Quatrocento hat etwas Abgeguckfes, Unbelebtes, weckt eine Erinnerung, die sich mit der Gegenwart der Frau nicht sinnlich eint. Alles Kostümliche anderswo als auf dem Theater oder dem Ball wird die spontane Wirkung der Frau hindern, eine Unterhaltung mit ihr wird sich in Fadeusen über Boticelli oder Gainsborough hinschleppen, da sie ja durch ein ihr Fremdes den ersten Eindruck macht und die Unterhaltung von diesem ersten Eindruck die Richtung erfährt. Schlechter Schmuck entstellt. Falsch verwandter Schmuck wirkt verwirrend. Schmuck, der nur um seinetwillen da ist, wirkt geliehen und macht die Frau dümmer aussehen als sie ist. Schmuck ist nur, was diskret auf die Schönheiten seiner Trägerin weist. Schmuck macht nicht schöner, er lenkt den Blick auf die Schönheit.

DER TANZ. In einem Dorfe bei Périgord hörte ich einmal den Pfarrer auf der Kanzel gegen die Tanzwut seiner Gemeinde predigen, schimpfen vielmehr. Aber er schloß: »Was ich Euch da sage ist nicht, daß Ihr nicht tanzen sollt, denn die heilige Jungfrau tanzte auch, aber sittsam, so hat sie getanzt die heilige Jungfrau«, und er faßte sein Chorhemd an zwei Zipfeln, hob es ganz leicht wie ein tanzendes Mädchen, und drehte sich auf der Kanzel rund um, — »vey qui commé ella dansâro:

La bézi — Bezon
La Bezon dondaine
La Bezi Bezon
La Bezi dondon.«

Fräulein Duncan ist wie der Pfarrer von La Gonterie. Sie erklärt alles andere Tanzen als ihr vermeintlich griechisches für unsittlich, Trikots für schamlos, Ballet für unkünstlerisch. Und hat für ihr Reformtanzen eine große Zahl Verehrer unter Reformfrauen und Gymnasiallehrern gefunden, die einen, weil die für alles Reformierte sind, die anderen, weil hier Begeisterung für eine sonst nicht gebilligte Sache wie das Tanzen sich mit der Begeisterung für die griechischen Partikel durchaus verträgt und der beruflichen Würde nichts anhat. — Auch wenn der Oberkörper

Miß Duncans zum Unterkörper in einem besseren, nämlich dem umgekehrten Verhältnis stünde, wäre immer noch kein Grund, ihr Tanzen als eine Erfüllung sehnsüchtiger Wünsche zu feiern und von nun ab alles andere Tanzen abscheulich zu finden. Die Bewegungen der Duncan mögen für junge Körper eine gute Gymnastik sein, die Tanzschritte und Pausen mögen darin sein, Tanz ist es nicht. Die nackten Beine sind ein schlechtes Kostüm, nichts weiter. Wenn es darauf ankommt, das Muskelspiel zu zeigen, so wird ein gutes Trikot da kein Hindernis geben. Und die Keuschheit in diese Angelegenheit zu bringen ist ein Gouvernanteneinfall, zum Gähnen. Es kommt weder darauf an, Keuschheit zu prästieren noch die Mittel, die Muskel, zu zeigen. Der Solotanz ist spontanes Ergriffensein, Rausch, Sinnlichkeit, gebunden an rhythmische Bewegung, jene aus den möglichen Bewegungen mit den Sinnen gewählt, die dem Zustand als lustvoll konform sind. So ist der Volkstanz, so wurde der Gesellschaftstanz, so ist das Ballet. Gewiß: die Bewegungen sind starre Konvention geworden, verlieren das Letzte ihrer gefühlsmäßigen Verstehbarkeit in einer demokratischen Zeit, der das Absterben der Tanzformen, ihr Zusammenschrumpfen auf wenige Formen eignet wie sie die Formen des geselligen Verkehrs, das Zeremoniell verliert. Man flegelt wie man es nicht gelernt hat; man ist ungezwungen wie man es nennt; Freiluftsport gibt jedem einen Schein von Recht dazu. Die Sehnsucht nach dem rhythmischen Zwang, den große Zeiten kannten, ist aber wach. Und sie erfindet sich die Kunsttänze einer Duncan. Unsere Tanzformen wären nie Konvention geworden, hätten sie sich von anderem als dem Elementaren, d. i. Ordnung der Leidenschaft, bestimmen lassen. Wie Miß Duncans Tanzen nie Konvention werden wird, weil es ein mehr weniger glückliches Mimen nach bildlichen Vorlagen ist, überlegt, ausgedacht, von keiner inneren Musik belebte Muskelübung und Kunststück zum gelangweilten Anschauen. Sie mimt Schmerz nach einem Trauermarsch, sie mimt irgendwas nach Beethoven oder Chopin, sie stellt ein Bild nach Botticelli. Es ist kein Zweifel mehr: der Kunsttanz ist unserer Zeit fremd geworden. Einige Damen mimen archaistische Dinge vor Zuschauern: das ist alles. Das Tanzen unserer Zeit ist gesellschaftlich, an ein paar traditionelle Formen sich bindend, mit der Neigung, auch deren Strenge durch eine kleine Wildheit zu durchbrechen, dem wilderen Rhythmus dieser Zeit entsprechend. Oder es ist der Volkstanz. — Der vom Pfarrer vorgeführte Tanz unserer lieben Frau fand durchaus nicht den Beifall der perigordischen Mädchen und Burschen. Die tanzten an dem Sonntag abend nach dem Takt ihres Blutes Lust und Liebe in hingebenden Moulinets und Corbeilles. Und also sei es.

DIE ABENTEURERIN. Es gibt nur wenig anständige Frauen, die dieses Handwerk nicht müde sind — wenn man von dem Satz auch die Bitterkeit dessen nimmt, der ihn schrieb, und die Übertreibung, die einer beiläufigen Beobachtung erst ihre paradoxe Pikanterie gibt, es bleibt genug nachdenksame Wahrheit darin. Lassen wir es, den Gründen, den vielfachen, solcher Ermüdung nachzugehen, denn jeder wäre eine Geschichte und mancher wäre banal. Ein andres: Was denken

diese Frauen für ein Mittel gegen ihre Ermüdung? Einen Liebhaber, zwei, drei, und überhaupt Liebhaber? Es ist das häufigste, daß eine Frau als Mittel gegen ihren Mann einen anderen Mann probiert, um meistens bald festzustellen, daß sie wie vorher lebt, nur gewissermaßen doppelt ermüdet ist. Ich habe Frauen solcher Art getroffen, die sich Hetäreninstinkte vorwarfen oder anrühmten. Es waren aber nur desolate Instinkte und ganz falsche Vorstellungen vom Beruf einer Hetäre, unterstützt von ebenso verlorenen wie armseligen Literaten mindester Gattung, die von allerübelster impotenter Ausschweifung genarrt die Hetäre zur Allegorie des wahren Weibes machen. Über diesen traurigen Unsinn kein Wort weiter. Die der Anständigkeit müden Frauen, die ich traf und die zu mir altem Manne beinah unverstellt zu sprechen wagen konnten, waren vom Leben Beunruhigte, Ängstliche, daß es so abläuft wie der Zwirn von einer Spule, waren Frauen, schlecht vom Geschick mit dem Gnadengeschenke des Leichtsinns bedacht, Frauen, die sich nicht entschließen können, sich altern zu fühlen, und die über der Frage die Nacht durchwachen: ist es so und vorbei und kommt nichts andres mehr? Wie Frau Annie H. einmal sagte: »Etwas ganz ungewöhnlich Herrliches muß doch im Leben eintreten, damit der Tod nicht blos eine grausame Bêtise ist.« Das Abenteuer! Aber wie kann man auf das Abenteuer warten? Das muß man zu sich zwingen mit einem großen Willen. Man darf sich davon nicht nehmen lassen wie von einem Mann. Der Abenteurer zwingt den Zufall unter seinen Willen, macht ihn seinem Ziel dienstbar – was für Kräfte braucht das! Was für Intelligenz! Gefühle sind da nichts als ein Hindernis. Ein Beispiel. So um 1836 heiratete die 15jährige polnisch-russische Jüdin Therese Lachmann einen kleinen Schneider, – verließ ihn und ihr Kind ein Jahr darauf und ging nach Paris, wo sie in dem Klaviervirtuosen Hertz einen fand, der sie als seine Gattin vorstellte. Der Klavierspieler ruinierte sich in Kalifornien und die Lachmann kam ins Elend und totkrank ins Spital, wo sie Théophile Gautier besuchte, dem sie sagte: »Komm ich da noch einmal heraus, so hab ich eines Tags das schönste Haus in Paris. Denk daran Théo.« Daß sie für die Männer lebte, das hatte sie ins Elend gebracht, nun wollte sie von den Männern lebend zum Leben kommen. Ich hörte sie später einmal mit Taine streiten: es gäbe keine Umstände und jeder schaffe sich selber seine Gelegenheit ans Ziel zu kommen. »Ich kannte eine Frau, die ganz arm war und im Luxus leben wollte. Sie zog sich drei Jahre zurück, sperrte sich ein, dachte nach, – « und nach einer Pause: »diese Frau war ich«. Sie kam aus dem Spital und fand eine weitsehende Couturière, die sie auf Credit anzog: »Das andere ist Ihre Sache.« Therese ging nach London und bekam den Lord Stanley, dann den Herzog von Guiches, dann den von Gramont, dann – ich muß bemerken: dieser Hetärismus war nur scheinbar ein Zweck, es war in der Tat Mittel – dann also ... schließlich bot ihr der Marquis Araujo de Païva, ein hübscher und sehr reicher Portugiese englischer Erziehung Hand und Vermögen. Sie nahm beides, und sagte ihrem Mann 24 Stunden nach der Hochzeit: »Mein Lieber, du hast gehabt was du wolltest. Eine Frau bin ich für dich nicht. Ich bin gesellschaftlich unmöglich. Ich bin eine ... Wir scheiden uns«. Sie war eine Mar-

quise de Païva, was sie wollte und hatte Geld, was sie brauchte. ⟨Païva hat sich später völlig ruiniert erschossen⟩. Auf Reisen traf die Marquise den Grafen Henckel von Donnersmarck. Sie war überall dort wo er war, machte es aber so, daß er glaubte, er sei immer da, wo die Marquise ist. Erst als das Frühstück nur mehr aus ein paar Sandwichs bestand gab sie dem Grafen nach. Sie kostete ihn jährlich Millionen. Ihr Palais in den Champs Elisées war das schönste in Paris und nirgends aß man besser, was besonders Gautier schätzte. Hausoffiziere waren vier: Emile de Girardin hielt die Marquise in der Politik auf dem Laufenden, de Rheims besorgte ihr die Finanz, Arsène Houssaye, der Demimondaine, der immer mondän sein wollte, den Tratsch und der kleine Dumont, der Brummel der Gourmandise den Tisch. Delacraix kam in das Haus, Saint-Victor, später Taine und die Goncourts, deren Augen immer Inventur machten. Auch Hohenlohe und Gambetta. Es gäbe viele Anekdoten zu erzählen, wie die von dem verliebten jungen Mann, der nur zehntausend Francs opfern konnte, die angenommen wurden für eine gewährte Gunst, so lange dauernd, wie die zehn Billette zum Verbrennen brauchten. Er kam und brachte sogar 12000. Sonst machte er nicht viel Umstände, und als der zwölfte Schein abgebrannt war wie sein Vergnügen sagte er lächelnd, ein Freund von ihm hätte die zwölf photographierten Billete gemacht, die da im Aschenhäufchen lägen. Er bekam Ohrfeigen. — Nach dem Krieg aspirierte sie Politik wie die Castiglione und die Mercy-Argenteau, aber man traute ihr wegen der deutschen Verwandtschaft nicht und Gambetta riet ihr in aller Freundschaft, Frankreich zu verlassen. Sie zog in die Nähe Berlins, nach Potsdam, glaube ich, wo sie Anfang der achtziger Jahre starb. Sie sah wirklich aus wie eine alte Herzogin und war nicht einmal eine der schönsten Frauen in einem Paris der schönsten Frauen gewesen, dem des zweiten Kaiserreichs. Kein Mann hat sie wirklich geliebt und sie keinen Mann. Aber sie hatte erreicht was sie wollte: in einem märchenhaften Luxus leben, zu dem die Männer ihr die Mittel schenkten, schenken mußten unter dem Zwingenden ihres Willens in einem vollendeten Körper. Der Graf mußte sie richtig heiraten, um, wie mir Friedrich von Schennis erzählte, das Geld in der Familie zu halten. Erweckt dies Beispiel Wünsche? Kann es das? Dann müßte es im Leben der Frau ein Entweder-Oder nach Laune und Belieben geben, etwa ein: ich versuche das, ich versuche dies. Aber keines Menschen Leben ist für den andern ein Beispiel, dem zu folgen nur in seinem Belieben steht. Der Abenteurer opfert nichts, er läßt andere ihm opfern immer; einmal nur anders gezwungen kommt er unter die Räder und bleibt meist darunter.

DIE SCHMINKE. Ein Fachmann sagt mir, daß sich der Handel mit Kosmetiks in den letzten fünf Jahren verzwanzigfacht hat. Das ist erfreulich. Denn es zeigt von erhöhter Aufmerksamkeit, die man dem leiblichen Äußeren schenkt — ein nur gerechter Ausgleich all der Anstrengungen, die man an die Bildungen Geistes und der Seele wendet und verschwendet. Woher kommt dieser dumme Spott auf gefärbtes Haar, der alberne Witz über künstliche Zähne, die höhnische Verachtung

der Schminke? Das Gesicht soll ein Inhaltsverzeichnis der seelischen und geistigen Qualitäten sein, ein Charakterspiegel, so meinen die Feinde des Emaillierens, und haben damit das was nichts als schön sein soll zu einer Zweckhaftigkeit degradiert aus schmutziger Neugierde nach dem Nächsten heraus. Diese Neugierde will aus dem Gesicht lesen und sucht hinter der roten Schminke das Grau der Sorge, in dem blondgefärbten Haar das Frühweiß des Kummers. Ihr Ärger über die Maske macht sie boshaft; daß sie ihre Phantasie anstrengen müssen, hinter die Ursache zu kommen, macht sie geärgert. Die Neugierde nach dem Nächsten ist plebeisch und dieser Zeit sehr eigen. Der ganze Psychologismus ist solche niedere Neugier aus Neid und Ohnmacht und der deutschesten Freude, der Schadenfreude. Die Natürlichkeit der Miene ist der Ehrgeiz der Schauspieler, die ja nur den Brauch reflektieren. In New York wies mir einmal eine kleine Tragödin stolz das Geheimnis ihres Rotwerden- und Erbleichenkönnens im raschen Wechsel: in der rechten Handfläche hatte sie rot, in der linken weiß, und Schnelligkeit ist keine Hexerei. Wie weit sind wir noch vom Maskenspiel! Wie ärmlich und dürftig diese natürlichen Abmalungen seelischer Erregung sind, zeigen die Romane: nur in den schlechtesten wird der Autor mit dem Requisit des Errötens bis dorthin und des Erbleichens bis dahin arbeiten und meinen, er erschöpfe damit den Zustand. — Die Kunst des Malens bestimmt nicht der Malgrund, sondern die Wirkung. Die kosmetischen Hülfen werden immer die Wirkungen vermannigfaltigen und die so kostbare Maske schaffen, undurchdringlich für alle plumpe Neugier und geschaffen eigentümlich anders als was das Leben verräterisch ins Gesicht gräbt wie ein Mal und Erkennungszeichen in der Misère des Daseins, zum Troste aneinander. Das Künstliche gehört dem Menschen ganz allein und nur ihm, das Natürliche teilt er mit der Kreatur und ist ihm unbewußt.

DALILA. Ganz nahe an dem Mißverständnis, daß eine Frau, was noch immer vorkommen soll, in einen Tenorsänger sich verlieben läßt, ist der Irrtum, der sie an die Dichter führt. Jene glaubt an des tricotierten Helden Heldentum in allen Situationen des Lebens, wo er es sich doch schwitzend nach der Vorstellung abschminkt; diese aber ist vielfacher nur in den Vordergründen ihres Sentiments, im Letzten ist auch sie das Opfer einer Illusion; meint auch sie, der Intensive müßte natürlich auch extensiv zu spüren sein, und diese Extension müsse das ihr zufallende herrliche Teil werden. Sie meint, sie würde seine Muse sein und wird treuestes Publikum oder Impresario, wie Frau E. H., die jedem, der es nicht wissen will, beweist, daß ihr Mann ein Dichter sei, eine arme Frau, längst aus der kurzen Täuschung, der doppelten Täuschung: kein Dichter und kein Dichtergeliebter, erwacht und nun einem Schatten sich opfernd aus der Verzweiflung: was denn sonst tun? — Wie wachte die Herzogin von Albany auf, da Alfieri, dessen Muse sie sich glaubte, dessen Opfer sie gewesen, gestorben war! Kam aus dem Haus, in dem sie sich Jahrzehnte verschlossen hatte mit ihm, trat in die Sonne und rieb sich die Hände: wie kalt war es doch drinnen... Und es war eine Liebe gewesen, gegen

die sich eine Welt gesetzt und die sich gegen eine Welt behauptet hatte. Beatrice, lilienweißes Symbol aufgeblüht vor einem schweren Leben! Eine Zeit, der kein Dante und so auch keine Beatrice möglich ist, wird es bestenfalls zu jener Dame bringen, die arme aber junge Dichter aufsuchte wie eine chiffonierte Fee. Sie verweilte ein bißchen, rauschte mit den Röcken und ging. Sie ließ aber nicht nur ihr Parfüm zurück, sondern einen kostbaren Solitaire oder sonst ein Schmuckstück, wie verloren. Die arme Junge bringt das wertvolle Ding natürlich nicht zurück, verkauft es, wenn auch mit schlechten Gefühlen im Munde, kann ohne Sorgen sein großes Gedicht vollenden, berühmt werden, reich... — so dachte es sich die Dame. Es stimmte aber immer nur bis zum Verkaufen. Sie ist auf diese Weise recht viel Schmuck los geworden, aber ihr Traum, eines Tages käme ein tadellos angezogenes berühmtes Genie herein und sagte: Das danke ich Ihnen..., dieser Traum blieb es. Diese Dame war vielleicht nur eine kleine Variation der so häufigen Mänade des Ruhmes, die weder den Mann, noch den Dichter, sondern ihre Berühmtheit durch die ihres Gefährten will und sonst nichts. Das ist keine Frau, sondern eine Monstrosität, und davon kein Wort! — Aber jene Dalila der Philister ist vielleicht das stärkste Symbol dieses Verlangens der Frau: dem Genie die Locken zu schneiden. Sie will nicht seinen Ruhm teilen, nicht seine Muse sein, nicht sein Publikum, nicht seine E. H. Sie will dies: des Dichters Einzeltum zerstören, das sie aufregt wie das Keuschheitsgelübde eines jungen Mönches. Sie will stärker sein als dieses Daimons Ungeheuerliches, das den Künstler entrückt dahin, wo er alles um sich verzweifeln und sterben läßt für die göttliche Not eines Verses. Die Einsamkeit des Künstlers ist der Frau stärkste Nebenbuhlerin: über sie zu siegen..! Aber die Marquise von Pescara war nie des Michel Angelo Geliebte und Rafael, der an der Fornarina gestorben sein soll, hielt in seinen erlahmenden Händen nicht seiner Geliebten Brüste, sondern seine Pinsel. Dem die Locken abgeschnitten wurden, das war kein Genie, sondern ein General. Und war es schon einmal ein Dichter, so hatte er schon vorher einen Kahlkopf.

DIE EHE. Der älteste Hordenführer erkannte im Kampf und auf der Jagd die Söhne reiner, seiner Abstammung an ihrer frohen Tapferkeit und ihrem lebhaften Mut, wie die Bastarde, die Söhne zweifelhafter Herkunft am Fehlen dieser vornehmsten Tugenden. Das gute Blut in allen Nachkommen rein zu erhalten und zu vererben bestimmte die Wahl, die der Mann unter den Frauen traf. Auf Verunreinigung des Blutes durch Ehebruch stand das Köpfen. Des Mannes gelegentliche Lust an der Sklavin berührte die Ehe nicht, denn die Kinder der Sklavin waren zufällige Bastarde und schlecht. Persönliche Tapferkeit und Schönheit des Leibes stehen heute in geringerem Ansehen als Schlauheit und alle Arten cerebraler Gewandtheit — der Sport ist für staunende Zuschauer — also Bastardeigenschaften. Ob diesen modernen Tugenden die Ehe nachgegeben hat oder ob umgekehrt der beklagte Verfall der Ehe diese Bastardvorzüge gezeitigt hat, mag man nach Neigung entscheiden. Jedenfalls verlangt das Talent auf der Börse reich zu werden keine

reine Ahnenreihe des mit diesem Talent Begabten. Die Rangunterschiede der älteren Zeit sind heute nur Geldunterschiede; in sogenannten fortschrittlichen Ländern wie den United States sind sogar schon die Bildungsunterschiede nur mehr solche des Geldes; in Europa soll es noch nicht so weit sein. Jedenfalls ist heute die Heirat vor allem ein Handel. Wenn die Ware nicht immer, wie in der Türkei, beim Käufer bleibt, durch den Ehebruch zeitweilig in andere Hände kommt, durch die Ehescheidung den Besitzer wechselt, diese Tatsachen sind so häufig, daß man dagegen moralisch schon ganz unempfindlich geworden ist — Kinder lachen drüber im Theater. Der Gatte weiß zumeist, daß er mit der Ehe den Ehebruch, nicht nur den seinen natürlich, eingeht; er vermeidet so lang es geht seine Lächerlichkeit, indem er über Menelaus lacht. Kann er das nicht mehr gut, d. h. gibt es einen öffentlichen Skandal, so schießt und scheidet er sich. Das ist alles. Daß die monogame Ehe, wenn auch mit einigen Formalitäten, geschieden werde kann, hebt sie in der Idee, die ihr zu Grunde liegt, völlig auf. Es fehlt nur noch eins, sie auch praktisch aus der Welt zu bringen: die Abschaffung der Mitgift. Bleiben müßten dann Paare, aus dem Edelgefühl des Blutes einander treu, aus Verpflichtung gegen die Rasse abschweifende Instinkte bändigend, daß der Mann sagen kann: ich betrüge eine Frau nicht, die meinen Namen trägt, und die Frau: ich will von keinem anderen Mann als diesem Kinder gebären. Die Logik führt wie man sieht zur Utopie. Die schamlose Geldheirat begann unter Louis XIV., der den Provinzadel ruinierte indem er ihn an den Hof zog. Fumer ses terres nannten es die Barone, die reich heiraten mußten, um bei Hof leben zu können. Hundert Jahre später konstatierte der ältere Mirabeau die Verheerungen. Und wieder hundert Jahre nachher ist die Geldheirat eine Selbstverständlichkeit, die keinen Cynismus mehr wie zur Entschuldigung aufwendet. Das Gesetz gab nach, indem es die Ehe als einen Kaufvertrag, die Ehescheidung als eine Geschäftsauflösung behandelt, die Rechte der Kinder in Hinsicht auf ihr Geldvermögen wahrt. Die Komödie geht so: der betrogene Gatte, über den alles lacht. Die betrügende Gattin: aller Sympathien sicher. Der Freund, irgendeiner, der mit nichts weiter als mit einem Absteigequartier bezahltes Vergnügen — die Frau, die Zigarren des Gatten, dessen Jagd, dessen Komik — unverantwortlich genießt: er erfreut wie alle Schlauen. Dieser betrogene Gatte ist der Bankier seiner Frau, die ihre Liebe einem anderen gratis gibt. In Frankreich hatte man ein Gesetz angenommen, das der Frau verbietet, sich nach der Scheidung mit ihrem Geliebten zu verheiraten. Gottseidank, sagten die Geliebten und zahlten erleichtert weiter die sechzehn Franken Strafe für das flagrant délit. Man denke ein Gesetz: der Ehebrecher muß die Geschiedene heiraten, d. h. er muß Bankier seiner Frau werden und Menelaus früher oder später. Entflieh mit mir und sei mein Weib ist eine Romansentimentalität. Von hundert betrügenden Frauen wird eine bereit sein, ihren bequemen Bankier aufzugeben, um ein neues Geschäftsverhältnis mit dem begreiflich mißtrauischen Freund einzugehen. Es ist kein Unterschied dann zu bemerken zwischen der berufsmäßigen Courtisane und der Frau, die ihren Gatten betrügt und nicht verläßt, weil der ihr

alle Bequemlichkeiten des Lebens verschafft, kein Unterschied als dieser, daß die betrügende Frau lügt, die andere aber tapfer und ehrlich ist. Doch —: alles dies sind Bêtisen der sozialen Kritik. Am Ehrbegriff einer ritterlichen Zeit diese heutige Zeit zu messen und zu verurteilen ist ebenso müßige Pedanterie wie es Ohnmacht bedeutet, sich in die Bequemlichkeit einer konstruierten künftigen Humanität zu begeben und von da aus bitter das Haus zu schmähen, in dem man wirklich lebt. Einen Zustand erkennen und mißbilligen bedeutet noch nicht ihn aufheben, bedeutet meist nicht einmal, sich im eigenen Leben darnach richten. Die Menschen dieser Zeit verlangen Respekt nur vor ihrer Maske, denn sie sind unvornehmen Blutes zumeist und häßlichen Gesichtes, was sie alle wissen, denn sie sagen innerlich alle Du zueinander wie zu den Hunden. Nehmen wir es hin mit Höflichkeit, die jenen langen Stäben gleicht, mit denen Herolde das Volk von der Majestät zurückhielten. Die Höflichkeit schafft die weiteste Distanz und ist das einzige Mittel, in aller Art Demokratie ungeärgert für sich zu leben. Daß wir Moral sagen und vom Ethos schweigen, daß wir Manieren verlangen und nicht Pflichten höchster Ordnung, daß wir m. e. W. Castiglione sind und nicht Ekhard, das ist der Demokratie aller Art Macht auch über uns Solitäre, und ist unsere Ideologie, daß wir noch immer eine Gesellschaft denken, wo es nichts als sehr viele Leute gibt. Sagen wir es also nicht catonisch, daß die heutige Ehe des Geldheiratens mit oder ohne Ehebruch — das Laster ist so dumm wie die Tugend — keine Ehe mehr ist. Sagen wir, sie ist ein Rethorikerthema, und lassen wir jedem des Recht auf seine Dummheit: dem Gatten auf die Hörner, der Gattin auf das Absteigequartier, dem Freunde auf die Weine des Herrn. Auch die Operette hat ihre Vorzüge, so wie der Polizeibericht der blutigen Dramen. Laforgue seufzte gar: »Ach, warum ist nicht alles operettenhaft!«

GERHARD OUCKAMA KNOOP:
DIE VENUS VON MILO

Im frostigen Museum ein Olymp!
Ein Kreis von Göttern und von Helden dient
Als Hofstaat dir; in ihrer Mitte thronst
Du Hocherhabene! — Lebt Ihr denn noch? —
Ihr lebt, allein Ihr wirkt nicht, Euer Dasein
Blieb auf dem Gipfel der Vollendung stehen.
So wär' es, wenn die kreisende Bewegung
Des Himmels einmal angehalten würde:
Da starrt ein jeder Stern an seinem Platz
Und noch unendlicher erscheint das All
In grausig kalter Regungslosigkeit.
O ewige Göttin! Die Jahrtausende
Sahst du wie Sand zu deinen Füßen rinnen;
Das Menschenleben ist ein Staubatom . . .
Sie treten in die tempelhafte Kühle
Des hohen Saals, ein wunderliches Volk
Aus aller Länder Art und Stamm gemischt.
Neugierig, und befangen, und zerstreut,
Und kritisch=selbstbewußt: so kamen sie.
Nun starren sie dich blöd und ratlos an,
Verwirrt vom Höchsten, das, zwar ihnen fremd,
Mit seiner Unvergleichbarkeit sie schreckt.
In ihren Mund erstirbt ein töricht Wort,
Sie schütteln das gedankenleere Haupt
Und ziehn in stiller Unbefriedigung von dannen . . .
Hast du sie, hohe Königin, gewahrt?
In deinem Blick welch abgrundtiefer Ernst!
Dein Auge ruhte so bereits auf Jenen,
Die unter eines milden Himmels Licht
In wundervoller Nacktheit wandelten.
Schon jene Welt war, Hohe, dir zu eng.
Wie groß und allumfassend ist dein Wesen!
Du warst, als noch im Schoße tiefster Nacht
Der Götter Brut dem Licht entgegenschlief;
Das Chaos wogte unter deiner Hand;
Du wirst noch sein, wenn einst den letzten Strahl
Des letzten Sterns der Äther trinken wird.
Du bist das All in zeugender Ekstase,
In deinem Reich birgt jegliche Minute

Die ganze Wollust einer Weltenschöpfung.
Wie nichtig neben solcher Herrlichkeit
Ist alles sinnbelebten Willens Tun!
Die Menschen, die Herren, Götter selbst,
Wie kläglich klein erscheinen sie vor dir!
Die Seligkeit erfordert hohen Ernst,
Sie suchten nur die Lüste des Vergnügens,
Dann kehrten sie, verdrossen, leer und kalt
Ins Treiben der Alltäglichkeit zurück
Zu kindischen Planen, törichter Leidenschaft.
Und dich erfaßte Ekel, Schmerz und Scham,
Du strecktest gegen die verworr'ne Menge
Die beiden Hände wie zur Abwehr aus;
Denn die Berührung hätte dich entheiligt . . .
Nun weilest du, ein Körper ohne Arme,
Im Innern einer volkbelebten Stadt,
Allein dem lärmenden Geräusch entzogen,
In deiner stillen Hoheit unberührt.
Der Dichter wünscht in Ehrfurcht sich zu nahen,
Ihm schwellt die Brust ein selig=ahnend Grauen —
Da senkt sich ihm dein strenger Blick ins Herz.
In seines Wesens Innerstem erschüttert
Verläßt er stumm und scheu den heiligen Ort.

REINHOLD VON WALTER: MEINE MEMOIREN

AM 21. JUNI. Ich glaubte es wäre Sonntag. Statt dessen schreibt man Freitag. Ich verkenne die Zeit und die Tatsachen. Vielleicht — daran liegt am wenigsten — verkennt man mich. Aus ähnlichen Motiven.

AM 22. JUNI. Aber wie sich das von gestern ausnimmt! Dieser pompe funèbre: daran liegt am wenigsten. Ein Sensationsbedürfnis. Und für wen? »Mein lieber Reinhold, — sage ich mir, — Sie heißen nicht Korbinian. Sie tragen eine gebügelte Hose und Lackschuhe. Was wollen Sie? Haben Sie Prätentionen? Ihre Cravatte stimmt doch zu Ihren Socken. Sie haben folglich einen häßlichen Parfüm erlebt — wie?« Ich besinne mich: in der Maximilianstraße ging eine Person vor mir. Sie trug plissierte Seide. Eine Dame ist tief gesunken, wenn sie Peau d'Espagne ... kurz, einiges alterierte mich.
Dann war ich in der Reitbahn.
Ich habe nur einen geistreichen Freund, — bitte: das Pferd. Es biegt sich im Zügel. Es hat Anpassungsvermögen und Launen. Ich beneide es, denn es hat keinen Standpunkt und erwartet keinen. Es ist so sehr diszipliniert, daß es über aller Autorität steht.
Ich habe noch einen Freund, — ein vortrefflicher Mensch; und er wird berühmt werden, — aber er erschöpft mich. Heute noch schreibt er: ein Werk wirken ist alles. Gott mit Dir, mein Junge. Du bist ein Bauer an Gemüt. — Mein Pferd aber hat einen Pedigree.

AM 24. JUNI. Ich sage zu keinem Menschen »Du«. Am wenigsten zu mir selber. Das »Du« ist ein Peitschenhieb. Es soll eine Kluft sein. Darum betet man zum lieben Gott.

AM 29. JUNI. — Frau Trampedach erhält einen Brief aus Bremen. Wer ist überhaupt Frau Trampedach? Warum läßt sie ihre zerrissenen Kuverte im Restaurant München-Hauptbahnhof liegen? Ich nehme kein Interesse an Frau Trampedach. Mein Friseur hingegen hat eine taktvolle Hand und Liebe zu seinem Messer ...
Das Ungewohnte ist stark enervierend. Als ich ein kleiner Bursche war, machten wir eine Ausfahrt in einer Troika. Die Nacht vorher konnte ich nicht schlafen, denn die Möglichkeit, Zügel über drei Pferde führen zu können, erschreckte mich ...
Er menagiere sich — der Herr S. Wie darf er mir sagen, daß eine schöne Equipage demokratische Gefühle in ihm auslöst! Die Logik des Subalternen. Er hüte sich.

AM 30. JUNI. — Aber so sind sie alle. Sie affichieren es jedem Interessenten: wir sind Künstler — Ochsentreiber — Missionare. Tun sie es nicht, so tun es ihre Frauen. Ich habe keine Frau.

AM 2. JULI. — Dagegen einen Aschenbecher aus Kopenhagen. Es ist ein Delphin, dessen niedliches Enface im Trois-quart dumm, im Profil unglaublich wird ...
— »Lieber Reinhold« sagte Jaime «Sie stammen aus einem Lande, wo die Eduka-

tion eine vortreffliche ist. Haben Sie Launen, — tun Sie nach Ihren Launen. Sie sind der witzigste Mensch, der mir begegnet ist.« Darauf ich: »Man sagt, — Sie wären der objektivste Mensch von der Welt. Ich hörte Sie nur im Superlativ reden. Ich weiß, — dem Eigentümlichen ist der Superlativ allein angemessen. Es sollte eine Form geben, die den Vergleich nicht aufkommen läßt, und Sie wären Absolutist.«

AM 3. JULI. — Ich möchte Jaime publizieren. Das käme ihm hart. Er führt tyrannische Dialoge. Er schreibt despotische Dialoge. Er ist selber nur Dialog und sagt, man verstünde das nicht... Ich schrieb ihm einen Brief:
»Lieber Jaime, was halten Sie von einer Tabatière? — nichts. Was halten Sie von Buddha? — nichts. Die Zeitströmung inauguriert, daß man von einer Tabatière mehr halten muß, als von Buddha. Statt dessen gelten Ihre Impulse dem Reiseplaid. Sie ziehen Schlüsse aus der quadratischen Form dieses Plaids. Es ist Ihnen Symbol für die Frau, die Unsterblichkeit und die Welt. Das Plaid gibt Ihnen Veranlassung die Auferstehung zu leugnen. Es ist Ihnen ein Tat=tram=asi. Lassen Sie das. Ich leide mit Ihnen, wenn es mir präsent wird, um wie viel leichter diese Probleme an den Dimensionen eines Koffers zu lösen sind, und kommen Sie heute zum Tee...«
Jaime kam. Seinen Spazierstock hatte er in der Bar vergessen, seinen Hausschlüssel verloren, sein Portemannaie gedankenlos dem Chauffeur überreicht. Darum war er in bester Laune. Es ist ihm eine Beruhigung, diese Dinge vergessen oder verlieren zu können. Ich erwartete, daß er mit der Quadratur des Plaids beginnen würde. Statt dessen retirierte er auf somnambule Phänomene. »Wenn ich etwas verloren habe, — sagte er, — so entkleide ich mich und gehe zu Bett. Ich schließe die Augen. Ganz fest. Damit der Sehpurpur durch Rot nicht affiziert und durch Grün nicht restauriert wird. Wenn das Equilibre so hergestellt ist, denke ich nur das eine, zum Beispiel: wo ist mein Spazierstock? wo ist mein Spazierstock? wo ist mein Spazierstock? — Plötzlich steht er vor mir. Handgreiflich. Ich präge mir die Situation ein: hier steht er. Hier — am Fenster. Hinter der Gardine. Ich springe auf. Ich kleide mich an. Ich will ausgehn. Der Spazierstock ist nicht da. Dann gehe ich ohne ihn. Ich weiß, daß ich ihn nie finden werde. Schluß. Was halten Sie davon? Ist das nicht wunderlich, — wie?« ⟨Ich liebe es an Jaime, daß er axiomatische Fragen stellt, die einer Beantwortung nicht bedürfen.⟩ »Morgen, — sagte er streng —, habe ich vor, eine junge Katze zu kaufen. Indes höre ich, daß Sie an einem Buche schreiben. Was soll nun das?« Er packte mich fest am Arm und ließ ihn gleich wieder los. »Sie verfügen über eine präzise Nonchalance in Ihren Behauptungen, — sagte ich. — Wenn ich an einem Buche schriebe, so müßte ich zwei Feinde haben, die ich erfreuen wollte, und einen Freund, ihn damit zu ärgern. Um die Feinde wäre ich nicht verlegen, und für mich selber schreibe ich keine Bücher.« »Sie haben soziale Prädispositionen, — sagte Jaime. — Il n'y a point de fiat dans vous. Sie sind ein gefährlicher Mensch. Morgen kaufe ich eine Katze. Sie kommen mit?«

AM 4. JULI. — Ich ging mit Jaime eine Katze kaufen. Im Dorfe Pullach — sagte man uns — gäbe es junge Katzen. Man war mißtrauisch, obwohl Jaime sich vortrefflich gekleidet hatte. Wir sahen schwarze, gefleckte und weiße. Eine vierfarbige erregte unsre Bewunderung. Eine weiße wollten wir kaufen. Über eine schwarze wurden wir nicht einig. Eine gefleckte erstanden wir. Frau Borkhardt hatte die Liebenswürdigkeit. Erst erkundigte sie sich doch, ob die Katze in eine protestantische Gegend käme. Protestanten schössen nämlich auf Katzen. Jaime sagte: »Vertrauen Sie mir Ihren Liebling an. Ich werde meinen Bedarf an Haarnadeln in Ihrem Geschäft decken«. Die Frau war entzückt und schob das Tier in einen leinenen Beutel. — Jaime hatte weiße Glacés angezogen und behandelte den Beutel wie einen Spazierstock. Er wirbelte ihn durch die Luft. Er ließ ihn nachschleifen. Er wippte ihn. Damit wollte er zeigen, daß er gewöhnlich keine Beutel trüge.
»Was wollen Sie, — sagte er, — ich bin Individualist. Ich sehe mich kompromittiert durch diesen Sack. Er verursucht mir Indigestionen. Ein Sack ist keine Komplikation; und wissen Sie überhaupt, was ein amerikanisches Plaid ist? Nein — sagen Sie kein Wort. Cela suffit.«
Die Katze miaute und movierte sich.
»La pauvre petite!« — sagte er weich und gab dem Beutel einen Fußtritt...

AM 5. JULI. — Es ist schwer, sein eignes Minimum bloßzulegen und wertvoller, als von seinem Maximum überzeugt zu sein. Wer hat Klarheit über sich? Das Maximum ist — idealisch gesprochen — so sehr außerhalb des Kommensurabeln, daß man euphorisch veranlagt sein muß, um seine physische Integrität zu bewahren. Psychisch ist man nur im Minimum. Die Impulse erwachen. Die Intuition wird schaffend. Die Anschauung adorativ. Man ist reduziert auf eine konkrete Möglichkeit zur Entfaltung in das Unmögliche. Das Perfekt wird sinnvolles Imperfekt und stimuliert das Futurische, daß es zur dreisten Provokation wird. So gefällt man sich in der Gegenwart unter der Ägide des Optativs. Am Passivum reibt sich das Aktivum. Die erhebende Möglichkeit wird Gewißheit. Man entdeckt Talente in sich. Man entdeckt die Fähigkeit ⟨ad exemplum⟩ komponieren zu können. Man berichtet es seinen Freunden: »eine Stange inspirierte mich zur Musik«. Die Freunde erzählen es in der Stadt. Bald weiß es die Welt: »Baron X. ging unter die Musiker. Baron X. wurde von einer Stange inspiriert. Auf der Stange aber saß ein mystischer Vogel«.
So weitet sich die gemeine Wirklichkeit zu einem geistlichen Exerzitium. Die Mystik wird eine Therapie der Sitte. Der Therapeut — ein Theurg. Er komponiert eine Threnodie auf die Korruptheit der Welt und distorquiert seine Gliedmassen in exzellenten und heiligen Konvulsionen. Dann aber macht er im Phaeton eine Rundfahrt durch die Stadt, besucht den Fürsten A., den Grafen B., deponiert seine Karte bei Herrn v. C. und bestellt 2 Dutzend Batisthemden und 2 Dutzend Unterhosen per Telegramm bei Petit in Paris.
Ich selber hielte es für schön, wenn es so wäre. Die entstellbaren Tatsachen! Wer könnte der Versuchung widerstehen!

AM 7. JULI. — Ein Mirakel ist geschehn.
Ich sage »Mirakel«, denn es ist kompromittierend, Dinge, die mit dem Gefühl zu tun haben, beim deutschen Namen zu nennen. Man gibt sich eine Waffe aus der Hand, wenn man an »Wunder« glaubt. So aber zieht man sich aus der Affäre und fragt: »Was wollen Sie eigentlich! Ich bin entzückt von dem Mirakel.« Oder ich sage: »Der Mond ist superb«.
Lissi kam. Lissi ist ein allerliebstes geschiedenes Mädchen; oder wie nennt man eine Frau, die qualitativ die Geliebte ihres Mannes war? Im Gegensatz ist die rechtliche Ehe eine Quantität. In der Frisur ein wenig derangiert, ein wenig echauffiert, ein wenig tänzelnd — hüpfte sie in mein Zimmer, hüpfte von einem Bein aufs andre.
»Wahrhaftig«, — sagte sie, — ich heirate«.
»Ich bitte darum,« — entgegnete ich.
»Es ist Paul«.
»Wie? — rief ich. — Begehen Sie keine Torheit«.
Sie stampfte mit dem Fuß.
»Bin ich nicht hübsch? Glauben Sie, ich fühle es nicht, wie sehr ein Mann unterliegt? Vergebens hüllen Sie sich in eine feine Geistigkeit. Das Tier bricht durch. Wir triumphieren. Ich triumphiere.«
»Aber, — sagte ich, — Sie vergessen, daß der Mann die Frau satt haben wird. Acht Tage, ein Monat, — glauben Sie man erträgt eine Frau länger? Zu welchen Hilfsmitteln man greift, um das Stereotype, peinlich Subjektive, Kritiklose an der Frau zu verwinden. Um sich an die Liebe heranzutäuschen! Um nicht schmutzig zu sein! Dieses Märchen von der Ergänzung! Die verzweifelteste Ergänzung! Es erkennt der Mann an der Frau, wie formlos er ist. Die Frau lächelt und wiegt sich in den Hüften.«
»Dann freuen Sie sich doch, daß Paul aufs Eis ging.«
»Wie Sie das nicht verstehn. Um ihn ist es mir nicht zu tun. Um Sie nicht.«
»Sie schnüren mich also in eine Theorie?«
Lissi ging bald. Was ich will, — ich weiß es nicht.
Sie dichtet mir ein suffisantes Lächeln an. Es ist Hilflosigkeit. Oh — über die feine Geistigkeit! Eine Form muß sein, in der wir undurchsichtig sind. Sonst — eine schaukelnde Bewegung, ein fliegender Ball.
Ich habe recht. Es ist nicht möglich eine Frau zu besitzen. Wie sie einen täuscht! Sie verspricht alles. Wer Erfüllung fordert, ist ein Lächerlicher. Kein Ausgleich ist vorhanden. Und wenn man sich — sich selber — Jahr um Jahr vor Augen hat! Wer erträgt das?
Sie ist am Ende mit der ersten Empfängnis. Der Spiegel ist matt. Man ist sich zum Widerwillen und lächelt; lächelt wochenlang. Man jagt sich fort. Man kommt wieder und kriecht um Liebe. Die tiefe Schuld — die eigne Häßlichkeit — in breiten, flachen Linien! Die Augenblicke einer zufälligen Vergeßlichkeit, entschädigen nicht für ein betrübtes Leben.

Wer eitel ist und häßlich, der nimmt eine Frau.
Wer stark ist... Wer ist stark?
Ich hörte dieses Zwiegespräch:
ER: Was haben Sie da in der Hand?
SIE: Goldfischfutter.
ER: Ach Gott, ob eine Frau »Goldfischfutter« sagt, oder »ich liebe Dich« ist doch ein und dasselbe.
Es ist die Psychologie, wie sie auf der Straße Erfolg hat. Er sagte die Worte, als betastete er sie. Sie zitterte und fühlte die freche, schmutzige Hand. Sie war wehrlos.
Es ist meine häßlichste Erinnerung.

AM 8. JULI. — Das Konventionelle ist einfach und in zwei Augenblicken zu durchschauen. Es ist Gegenstand, tot, Wachs in der Hand. Man soll es formen. Man darf es nicht sein. — Ich las so ein Buch, und war Christian, wenn es um ihn ging, Thomas — wenn um ihn, und gelegentlich dieser und jener. Wie ich das Buch aus der Hand legte, kam es mir: »Reinhold, Sie sind verrückt! Es ist unmöglich, daß Sie zu diesem Dutzend verwandt sind.« Der Autor ist banal. Dafür kann er nichts. Ich auch nicht.
Mein junger Kanarienvogel starb, — ich glaube an Verstopfung. So viel bedeutet mir das Buch. Es sind keine Intentionen darin. Es hat so wenig Intention, daß ich die Tatsachen in ihrer Reihenfolge noch heute weiß. Und ich las es doch schon vorgestern. — Ein Buch ist schlecht, wenn man sagen kann, was darin steht. Ich werde es nie wissen, was im Faust steht.
Hier — das Unberührbare. Ach und wir! Die Leichtverführbaren.
Nichts ist so abscheulich als der Parallelismus: die andern und ich.
Wenn man »wir« sagt, beginnt die Religion...
Ein goldner Ball...

AM 9. JULI. Monsieur ging nie zur Kirche. Er hat umgedacht. Er taucht in die verwegene Dämmerung des Mysteriums.
Auch Madame besitzt genügend Esprit und Roben, um zur Messe zu gehn und auf den sanften Priester zu hören.
Es ist sehr chic religiös zu sein...
Das Katholische ist unglaublich in seiner Katastrophe.
Einige Kerzen. Der Priester kniet am Altar. Kein Wort kommt von seinen Lippen. Heiße, leidenschaftliche Hingabe an dieses Bild verdrängt das Bewußtsein. Er betet zu dem Gott. Er betet... er betet.. Ist es Sünde in dieser Stille zu denken? Er ist heilig. Kein Wort kommt von seinen Lippen. Langsam wendet er sich zum Volk. Er hebt die segnenden Hände und macht das Zeichen des Kreuzes. Die Kerzen erlöschen.
Über der Uhr am Ausgang steht: Una ex his tua erit.
Wir aber sind korrupt und ungläubig. Wir machen Anstrengungen, das zu ver-

stehn. Wir schlagen mit nervösen Fingern gegen unsre Brust: »Gott! Sei uns gnädig«.
Natürlich kommt nichts dabei heraus.
Ich will Ihnen sagen, Jaime, wie mein Leben zugeht. Was wissen Sie von mir? Ich bin vergnügt und Sie bemerken, daß ich ganz feine Sinne habe. Meine Witze halten Sie nicht für schlecht, und Sie sagen, daß ich gut erzählen kann. Das ist alles. Seien Sie still. Meine Naivität, mein Differenzierungsvermögen, — ich weiß doch, daß sich das zum Vorteil an mir ausnimmt, wie der Panama, den ich trage. Ich kann auch reiten und Tennis spielen.
Sie wissen doch, wer ich bin. Warum sagen Sie mir nicht, was ich tun soll!
Es ist gewiß so, — Sie, und ich, und die andern, wir sehn einer am andern nur das Vollendete, oder die Richtung dazu. Wir glauben an unsre Intentionen. Wir sind ungeheuer erbärmlich: ich, und Sie, und die andern.
Il faut que je me résigne à rester célibataire, denn wenn ich heiratete, meine Frau würde mir sagen: »Du bist ein Teufel. Der liebe Gott wird Dich bestrafen«. Ist das nicht nicht entsetzlich? Ich werde ihr nichts getan haben.
Wir nehmen Rache einer am andern. Ich weiß nicht wofür. Es ist irgend eine Schuld, um die wir nicht wissen. Wir sind nicht glücklich.
Wir ahnen was wir sind. Das Erlebnis zerlegen wir in Teile. Wir reihen ein Bild hinter das andre. Wir finden anmutige Zusammenhänge und lieben das Unendliche. Es fehlt mir was. Ich bin doch. Warum bin ich denn nicht? Sagen Sie es.
Draußen ist es dunkel. Der Sturm fährt einher, wie in einer Novelle von Poe. Aber ich bin suffisant und lache über Poe. Ich habe es vergessen, daß es schreckliche Stürme gibt. Verstehen Sie?
Natürlich verstehen Sie. Sie ergänzen das Unzureichende und verbrauchen mich. Sie sind mein schlimmster Feind. Ich habe nicht das Temperament eines Beduinen, Sie zu ermorden.
Warum? Sie wissen es, ich muß koncedieren: so, und so, und so sind Sie. Das ist alles. Begreifen Sie was das heißt. Für mich ein verkürztes Leben, eine Deviation. Ich bin so unvollendet, und Sie wollen mich vollendet. Ihr Fehler meine Schuld.
Sie erwarten etwas von mir. Sie sollen nichts von mir erwarten. Ich erwarte nichts von mir. Ich will nicht–
Sie erwarten Ungeheures von mir. Sie wissen nicht, wohin es läuft, wie ohnmächtig ich bin, wie wenig prästabiliert für Ihre Spekulation ich bin.
Wenn ich hinwarf: »Ich werde Lakai«, so gaben Sie Antwort: »werden Sie Lakai«. Aber in Ihnen ist eine Stimme, die sagt: »er hat Kraft«.
Ich will, daß Sie das nicht sagen. Sie sollen mir überlegen sein.
Sie merken, wohin ich ziele. Reden Sie mich in Grund und Boden, — Sie kennen Schopenhauers Eristika, — daß ich einmal glauben kann: »Lieber Reinhold, Sie sind nur ein Gentleman, zu dem acht Anzüge im Jahr gehören: drei für den Sommer, drei für den Winter, je einer für die Übergangszeiten«.
Ich wäre Ihnen dankbar–

AM 10. JULI. — In Memoiren soll man nichts streichen, darum bleiben die Tiraden von gestern.
Ich übersetzte ein russisches Lied:

»Wo blieb die Flöte? Wo das Kleid?
Die Lippen sind zum Kuß bereit...
Scham weicht der Furcht... Furcht weicht der Scham...
Das Hirtenmädchen schluchzt vor Gram:
Vergiß, was Du gesehn..«

Liebte ich eine Frau, ich würde ihr schreiben: »Schöne, liebe Frau, ich küsse Deine Hände. Ich kann nicht in Dein Land kommen und bin betrübt darüber..«
Es ist schlecht und lächerlich. Ich will Worte finden, hinter denen ich mich verbergen kann; und sie kommen mir nicht.
»Ich kann nicht in Dein Land kommen...«
Ein großes Gewitter liegt in der Luft und macht mich müde und abgespannt. Unruhe und Angst in mir.
La nuit porte conseil.

VON DER FRAU. AM 18. JULI. Schöne Frau, Du bist ein lockendes Lied, und ein schaukelndes Lied. Meine Augen sehn Deine reizenden Schritte.
Ich ertrage Deine Schönheit wie eine Fessel. Deine Jugend wird gebückt, Deine Zunge lahm, und der Staub schlägt sich in eckige Runzeln, — dann zerspringt meine Fessel. Dann gehe ich von Dir.
Den lüsternen Greisen gibst Du Verachtung und freche Liebe, daß sie erzittern in kleiner Brunst und in grau gewordener Lust.
Lachen Deine Lippen?
»Wirklich — Du bist so stark, mein schöner und lieber Mann. Stark im Nacken und in den Lenden. Suche Deine Lust an mir. Ah — ein Perlenband schmückte mein Haar. Lege mir Perlen an die Stirn. Ah — wie bist Du doch stark«.
Dann vertraut der Alte Deiner glücklichen Stimme und wirft seinen Rest auf Dich.
Deine Arbeit ist ein Verlocken. Deine Pflicht den Lockenden zu umspannen. Aber Du suchst nach der Freude an einer Liebe, die Dich erfüllte und Dich vergessen lehrte die weibische Pflicht nach Liebe zu suchen.
Du suchst am Morgen und findest am Tage nichts, und hoffst in der mitternächtigen Stunde einen großen Frieden zu machen, und hoffst einen Riesen in Deinen Armen zu halten.
Und die Mitternacht war eine gestirnte Wüste und hatte weder Höhe noch Tiefe, daß Du als ein Fädchen zwischen Sternen und Sternen lagst und wußtest von keinem Entzücken.
Wie? Die Kälte betastete Dich, und Du rochst eine Erkenntnis.
Wie? Deine Schenkel lagen in Bögen, und Du wittertest eine Empfängnis.
Wie? Du branntest nach den Fingern der Wollust und schäumtest in der Erwartung.

Wie? Da Du auf den Markt gingst und Dir einen starken Gesellen geselltest um wenige Groschen, da erlittst Du ein ekliges Leid und Deine Erwartung zerbrach. Aber die Hoffnung rief: Sieh, die Sterne sind blaß. Der Morgen graut.

AM 19. JULI.

EIN GESPRÄCH.

DIE DIRNE:

Ich spüre, daß du mir folgst.

DER KNABE:

Ich folge dir.

DIE DIRNE:

Weißt du wem? Du bist außerordentlich zierlich in der Bewegung. Deine Stimme ist dem Ton einer Flöte zu vergleichen. Ich glaube, — du bist recht fromm.

DER KNABE:

Ich folge dir.

DIE DIRNE:

Du weißt deine Worte nicht zu stellen. Ein Knabe hat viele Gefühle. Sie gehn von Tiefe zu Tiefe und sind ihm fremd. Es kommt vor, daß man etwas im Spiele zerbricht. Was tut man mit den Scherben? Verstehst du?

DER KNABE:

Ich verstehe, daß man die Scherben vor das Haus trägt.

DIE DIRNE:

Ja. Auch gibt es Menschen, die zerbrochen sind. Ich lebe vor den Toren der Stadt.

DER KNABE:

Warum lebst du vor den Toren der Stadt?

DIE DIRNE:

Verstehst du?

DER KNABE:

Ich verstehe, daß man vor den Toren der Stadt lebt, wenn man unglücklich ist.

DIE DIRNE:

Ja, da lebe ich. Ob ich unglücklich bin ist langweilig zu wissen. Mein Haus hat einen kühlen Garten mit einem Sringbrunnen und vielen Rosen. Ich liebe die rötlichen Blumen und das rötliche Licht.

DER KNABE:

Meine Freunde sagten, du wärest eine Dirne. Was ist das?

DIE DIRNE:

Deine Freunde sagten das Richtige. Doch ich weiß nicht, was eine Dirne ist. Ein Tier lebte im Walde. Ein Tier starb im Walde.

DER KNABE:

Was tat es — das Tier?

DIE DIRNE:

Es lebte hin. Viele Tiere gab es im Walde. Sie hatten Zähne und Hörner. Aber dieses Tier hatte nichts dergleichen. Da erfand es die Liebe und verkaufte sie. Da buhlten alle um seine Liebe. Wenn sie es geliebt hatten, stiessen sie es doch.

DER KNABE:

Ich glaube es ist immer so. Ist die Liebe nicht eine Münze, um die man schöne Dinge kaufen kann? Ist sie nicht rosenrot, daß man sie gerne hätte und etwas Staub in der Hand, wenn man sie hat?

DIE DIRNE:

So ist sie. Etwas Staub in der Hand. Und alle Dinge sind so. Ich, und du, und die andern. Etwas Staub.

DER KNABE:

Es ist wahr, die schönste Frau lebt am schwersten. Wo fände sie einen Geliebten, der sie umspannte?

DIE DIRNE:

Du bist klug. Wo fände sie einen Geliebten? Zu groß ist ihre Schönheit. Sie sucht, ob sie einen fände.

DER KNABE:

Es gibt schöne Knaben. Wenn eine Frau häßlich ist, ist sie dann eine Frau?

DIE DIRNE:

Nein. Es kommt vor, daß sie Kinder gebiert —

DER KNABE:

Hast du Kinder?

DIE DIRNE:

Ich habe keinen Geliebten.

DER KNABE:

Wie? Du hast keinen Geliebten?

DIE DIRNE:

Ich habe keine Kinder —

DER KNABE:

Wird er kommen? Du wartest auf ihn? Ah — ich verstehe dich.

DIE DIRNE:

Er wird nicht kommen. Doch ich warte auf ihn. Alle liebten mich. Er nicht. Ich haßte alle. Ihn nicht.

DER KNABE:

Du tust recht einen zu lieben, der nicht ist. Auch die großen Männer lieben Frauen, die nicht sind. Die andern heiraten und trinken Wein. Kinder werden geboren.

DIE DIRNE:

Es gibt ein Verlangen im Volk nach der heiligen Mutter. Sie durfte einen Sohn haben. Sie war erdacht.

DER KNABE:

Sie ist wirklicher, als wir und die andern. Der Sohn ist dein Geliebter.

DIE DIRNE:

Vielleicht, daß er es ist. Man sagt, er hätte für uns gelebt. Es war Nacht. Mich fror. Er war in jeder Beziehung unendlich. Ich fühlte eine Verwandtschaft, und war, als wäre ich nicht. Meine Sinne lösten sich in seiner Gegenwart, daß ich außer mir war.

DER KNABE:

Wenn man sehr erstaunt ist über ein rundes Wort, oder über die gläserne Biegung der Welle vor dem Bruch, dann ist man bewußtlos, als gehörte man in die Einheit. Ist es das?

DIE DIRNE:

Ich höre seine Stimme als eine leise Fülle.

DER KNABE:

Es ist besser die Erwartung zu lieben.

DIE DIRNE:

Käme er.

DER KNABE:

Er trägt einen heiligen Schein. Er ist schön und großartig. Seine Gebärde ist ein Schlag. Verstehst du ihn?

DIE DIRNE:

Käme er.

DER KNABE:

Du und ich — wir lieben nur den Entfernten. Merkwürdig ist der Entfernte. Das Meer ist unendlich in der Ferne, und Wasser, wenn du darinnen bist.

DIE DIRNE:

Eine Quelle erfrischt mich.

DER KNABE:

Die Pfütze wird dem Durstigen zur Quelle.

DIE DIRNE:

Du bist böse.

DER KNABE.

Du bist eine Dirne.

DIE DIRNE:

Warum sagst du das?

DER KNABE:

Du bist eine Heilige.

DIE DIRNE?

Was sagst du? Es ist Glanz in deinen Augen und Sünde.

DER KNABE:

Alles glänzt. Alles ist Sünde. Ich sehe keine Sünde.

DIE DIRNE:

Wie kühn du sprichst. Du bist unglaublich. Ich liebe deine ebenmäßigen Worte. Doch du vergißt das Alltägliche. Es folgt der Sohle wie Hunde der läufigen Hündin. Deine Hände sind so geformt, daß sie nach kostbaren Gefässen greifen. Sünde ist das tägliche.

DER KNABE:

Wer zwingt dich daran? Suche die Spur der Sünde, du findest ihren Anfang nicht. Suche den Glanz —, sein Ende erreichst du nicht. Zwei Ringe gehn ineinander. Wer heißt dich wählen?

DIE DIRNE:

Ihr werdet sein wie Gott.

DER KNABE:

Das Rätsel löst sich zu einem Rätsel. Sein Bild ist die Schlange. Begreifst du?

DIE DIRNE:

Du bist schrecklich.

DER KNABE:

Ich fürchte mich vor diesem Bilde. Der Kreis zerbricht in eine Linie. Steige. Stürze.

DIE DIRNE:

Ich sehe. Ich sehe.

DER KNABE:

Was siehst du? Das blanke Metall? Ein grünes Holz wird Kohle, ehe das Metall fließt. Ein grünes Holz wird Kohle an der Glut des Metalles.

Das ist Sünde: sie reißt den Glanz in das Unendliche und der Glanz vernichtet sie.

DIE DIRNE:

Er ist ein Gott und sich selber ein Widerstand. Er ist so stark, daß er sich selbst erträgt. Er ist die Form den Gebilden. Er geht durch die Welt.

DER KNABE:

Er hat nie gelitten. Sei still. Sei still.

DIE DIERNE?

Wohin denkst du?

DER KNABE:

Seine Mutter glaubte, und ER war Gott.

DIE DIRNE:

Du schlägst mich. Wie weh das tut"

DER KNABE:

Dir fehlt der Glaube an deinen Schoß.

DIE DIRNE:

Wie? Ich verstehe Dich nicht. Was sagst du?

DER KNABE:

Du bist zu schwach.

DIE DIRNE:

Ich bin zu schwach? Ich bin sehr schwach.

DER KNABE:

Ergiffe dich der Glaube den Göttlichen zu gebären . . .

DIE DIRNE:

Wer bift du? . . Wer bist du?

AM 20. JULi. »Vous changez de visage, – sagte Jaime, als er dieses Gespräch gelesen hatte. – Sie reden in einem Ton, der das Echo einer Stimme in Ihnen ist. Es ist kein Ende in dem was Sie sagen. Ihre Pointen sind nicht neu. Schreiben Sie pikante Hirstörchen; das wird Sie nicht affizieren. Tun Sie etwas für Ihr Amusement«.

Er hat natürlich recht. Was wollen diese dunklen, halbbewußten Wallungen? Sie kommen daher als tanzende Nonnen. Ihre tollen Sprünge gehören nicht in das Gelächter weltlicher Gesinnung. Ob sie ihre Beine bis an den Himmel würfen, – ich sehe: es schickt sich nicht. Ekel befällt mich. Aber sie kommen; sind da; zeigen mit klotzigen Fingern auf ein geschlossenes Tor. Es gibt geschlossene Tore. Es gibt Idioten, die das Schloß zersprengen wollen, und Narren, die nach einem Schlüssel suchen. Jaime aber sagte mir: »Es kommt mir vor, als wäre ich in einem

dunklen, leeren Raum. Sie sind das Schlüsselloch – la serrure. Ich gucke durch Sie, und da ist alles freundlich und hell.« Das erschreckte mich sehr.

AM 21. JULI. – Ich schreibe. Kommt es denn darauf an, was man schreibt? D. O. M. In meinem Herzen ist Freude und ein Wissen um große Dinge. Das Leben liegt erschlossen in Tau und Morgenröte, wie weiße Blüten am Rosenstrauch, und ist mir ein Wunder und ein Begreifen, eine Frage und viel Antwort. Und ich wandre auf sammetnen Wegen durch schlafende Gärten hinauf in das Gold der Sonne. Ein weißer Falke rauschte aus dunkler Nacht, und die silberne Spur seines Fittiches wurde mein Weg.
Kostbar ist das Leben, und ein reicher Schmuck. Eine Krone über dem Wanderer und eine Herrschaft.
Weiß ich, woher ich kam? Weiß ich, wohin ich gehe? Meine Reiche sind weit wie der Himmel, und groß wie die Liebe Verlobter.
Ich blickte dem Rätsel der Sehnsucht tief in die Augen. Da war ein Märchen von Dir und von mir, und es war ein Reim und ein Rätsel.
Im Tale liegen Städte und Paläste darin, und es sind Menschen, welche klug reden und weise tun.
Aber ich weiß nicht von ihnen. Sie sind fremd und ungeschickt. Sie zerreißen meine Wünsche und brechen Edelsteine aus meinem Reif.
Ich hörte die Lieder, welche der Wogenfall in das weite Tal wirft.
Ich sah –, jeder Tautropfen ist ein funkelnder Diamant, alle Blüten sind mein, und die Sterne, und der weite glänzende Himmel.
Breitet die Arme. Das alles ist Euer, wenn Ihr Liebe habt!
Jung wie ein unschuldiges Kind, tief wie das Meer am Grunde, alt wie der Weg der Sterne am Himmel ist – das Gebot:
Wie Dich selbst – so liebe Deinen Bruder.
Eine Perle haben wir zertreten und Staub darauf geworfen. Unter Euren Füßen liegt sie.
Ihr schrieet: Du Tor in Deiner Einfalt!
Ich war ein Kind, welches die Freude im Herzen trug.
Wohin soll ich um den König zu finden?
Der Himmel erschließt sich in großer Schönheit!
Wollen wir uns silberne Flügel wünschen.
Ich weiß so wenig von Gott und hörte so viel von ihm.
Es gab Einen, der Gott im Herzen trug, aber er wußte nichts von ihm.
Ich will Gott im Herzen tragen. Nicht fragen, warum er ist, ob er straft und verdammt, – Ich will Gott im Herzen tragen. Ich will ein Kind sein.
Ich will um Gott wissen.
Was das heißt, – ich kann es nicht sagen.
Was bedeutet der Blitz im fegenden Sturm? Was bedeutet der Bogen nach Regen und Wind, oder das rauschende Meer in seinen Tiefen?

Was bedeuten Sonne, Sterne und Mond?
Was bedeutet Hoffen und Glück, Seele und Liebe und mein Fragen danach?
Was bedeutet Gott und mein Fragen nach ihm?
Wer kann sagen, er wisse es.
Ich stehe vor einer dunklen Tür, und das Geheimnis hält Wache davor.
Ihr da — mit den lächerlichen Beweisen. Nicht weiter antworten. Nicht einen Schleier zerfetzen.
Ich weiß nichts von Gott, und ich weiß, daß er ist.
Ich will ein Kind sein.
Eine Sehnsucht wünsche ich mir, welche im Ungemessenen ihre Erfüllung sucht
Ein Auge wünsche ich mir, das nach fernsten Fernen fragt.
Eine Seele wünsche ich mir leuchtend und rein, wie eine Flamme auf dem Altar und still wie ein Gebet.
Eine Seele wünsche ich mir, welche nach Gott fragt und an der Frage Genüge findet.
Ach — ich bin ein Mensch.
Ein Tag brachte dieses Erkennen, und es waren tausend Stimmen, die schrieen: Du Mensch, Du Mensch.
Aber ich wußte nicht, was das bedeute.
Und ich hörte von Ihm, den seine Brüder verspottet und geschlagen hatten.
Er aber sagte: Ich bin ein König.
Da drückten sie ihm eine Dornenkrone auf das Haupt.
Da wußte ich von dem verzehrenden Willen in seinem Herzen, und von den zwei Welten in seiner Brust: von der Welt der sehnsüchtigen Frage und von der Welt der Verstandesantwort.
Aber seine Sehnsucht hatte die Antwort des Verstandes zertreten, und er sagte: Ich bin ein König. Mein Reich ist nicht von dieser Welt.
Ihr Lieder, wo seid ihr hin?
Hat ein Traum eure Augen berührt oder ein grelles Licht eure leisen, zitternden Schwingen, welche aus der Nacht in das bleiche Gold der Morgenröte verlangen?
Du König meiner Fernen.
Löse die Schleier und tausendfach spricht Deine Schönheit aus meinem Liede.
Dein Gewand ist von der Farbe des Elfenbeins, und Deine Lippen brennen wie die Blüten am Granatbaum.
Deine Hände sind weiß und fein, aber Dein Schwert ist rot vom Blute des Zornes.
Dein Weg führt in das Übermaß der Sterne, und alle Grenzen des Schauens reichen nicht die Gewalt Deines Schrittes zu messen.
Ein König geht durch die Nacht, und die Flamme des Morgens ist seine Krone.
Sturm läuft vor ihm her, und die Sonne folgt seiner Spur.
Seine Liebe ist ein Schwert und vernichtet.
Seine Liebe ist der Zorn und zerschlägt.
Seine Liebe ist der Friede.
Du bist mir verwandt, Bruder.

Die weißen Blüten in Deinem Garten haben einen süßen Duft. Ich will ihre Schönheit trinken, wie Wein aus einer Schale von Rubin.
Ich will an die Meere gehn und den Felsen in der Brandung sagen, wie herrlich Du bist.
Ich will auf die Gipfel der Berge steigen und zum Winde reden.
Die Wolken werden es vernehmen und stille halten.
Es ist eine Stimme von der Kraft des Sturmes: Dein Name ist heilig.
Es ist ein Geheimnis, aber den Völkern wurde es kund.
Es ist ein Rätsel, aber wer stark ist in der Liebe zu seiner Kraft, vermag einem Bruder Liebe zu geben.
Es ist ein Wunder, aber nur bei Königen ist die Liebe ein Reichtum.
Ich fragte die Sonne: warum scheinst Du? und ich fragte den Bach: warum rauschst Du?
Aber sie antworteten nicht.
Und ich fragte mein Herz: wohin willst Du?
Aber ich verstand seine Antwort nicht.

AM 24. JULI. — Zuweilen ist alles so selbstverständlich in aller Verworrenheit. Die Aufzeichnungen werden so aufrichtig, daß ich an ihrer Wahrheit zweifeln muß. Ich lese sie mit dem Interesse eines Unbeteiligten. Was bedeutet das?
Jedenfalls, daß ich genug geschrieben habe.

PAUL WIEGLER: ANMERKUNGEN

DER POPULÄRE DENKER. In Friedrich Paulsen ist ein Dozent von subjektiver Redlichkeit und von beträchtlichem Verdienst um die Hälfte seiner Schüler dahingegangen. Es ist mithin nur billig, daß die Nekrologe ihn priesen, und daß sie zumal eine menschliche Tatsache erwähnten: Paulsen hatte den Ruf des Todes schon gehört, als er vom Katheder stieg, und hatte bis zum letzten ausgeharrt.
Paulsen war ein Dozent. Es scheint nicht, daß er ein Philosoph gewesen ist, weder in dem Sinne unsrer Vorfahren noch in dem Sinne der wenigen Exponierten, unsrer kargen Hoffnungen. Vielmehr ein Pädagog, einer, der minderen Intelligenzen über Monate, auf ein Jahr das theoretische Rüstzeug für die von den Familien herbeigesehnten Ämter lieferte. Die studierenden Mädchen und die anglikanischen Prädikanten suchten Paulsen auf, während die Träumer sich an Diltheys romantischen Eklektizismus hielten, die Minierer an Simmel. Paulsen war der Mann der Systeme, der Gemeinverständlichkeit, der Smiles der Wissenschaft. Seine Einleitung in die Philosophie ist von den Vereinigten Staaten adoptiert worden. Mehr als für Schopenhauers »nackte« Wahrheit hat er für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten getan. Er wollte Kantianer sein, und er ließ dabei, wie alle weltlichen Theologen, der praktischen Vernunft als der Rechtfertigung der Moralphilosophie den Vortritt. Sein Idealismus war Absicht, nicht Einsicht, der das Zweckhafte schwindet. Er machte Umwege über Spinoza, über Leibniz und Fechner. Ein Bedürfnis war ihm, daß das Geistige positives, das Körperliche negatives Vorzeichen habe. Und da nichts Individualität und Grenze der Professoren mehr verrät als ihre Beschäftigung mit ästhetischen Dingen, ist für Paulsen die Abhandlung bedeutsam, in der er von Schopenhauers bösem Willen spricht und von Hamlet, diesem jungen König aus Shakespeares purpurnen, visionären Reichen, als dem »Virtuosen der philosophischen Medisance.« Er machte aus ihm den bekannten, trivialen, klapperdürren Charakterspieler der deutschen Bühne, den Charakterspieler »ohne sittliche Kraft«.
Paulsen ist auch dem »Gang der Tagespolitik« gefolgt, von der Schopenhauer die Augen wegwandte. Er sah in Nietzsche den Hassenswerten, aus jenem unbewußten Interesse der Philosophieprofessoren, das nach Driesmans biogenetisch ist. Er lehrte eine protestantische »Philosophia militans«, gegen Klerikale und Naturalisten. Als Verwalter seines Faches war er seinem Feinde Haeckel, dem »Aschenhäufchen von Negation und Wörternichtsen«, wie er den »Atheismusfanatiker« genannt hat, überlegen. Sie begegneten sich in der rationalistischen Verdünnung. Und sie begegneten sich in der Popularität.
Populär sind nur die Laienautoren, die verjährte Normen nicht zerstören. Darin trifft sich die Gemeinde aller dieser modernisierenden Gläubigen, die für den Fortschritt des Vernünftigen, des Guten Proselyten werben. Hier verbinden sich die Zeitungsaufsätze, in denen Paulsen sein Neochristentum auf aktuelle Debatten zu übertragen pflegte, mit dem common sense der Ellen Key, die er bekämpft hat, wohl da sie als eine vom männlichen Dozenten frei gewordene, sentimentale Gou-

vernante ihm noch zuwider war. Beide zogen die Ethik auf Flaschen. Beide waren sie überzeugt, daß die Erkenntnis sozial sei, die Erkenntnis, die nichts zu schaffen hat mit der Aufklärung von Kanzeln, Kathedern und Pulten herab, die antisozial ist, gegen die Tugenden der Menschen unempfindlich. Die Erkenntnis, auf der Goethes dunkler Zweifel lastet, »daß niemand den andern versteht, daß keiner bei demselben Wort dasselbe was der andere denkt«; die ihren Bezirk erst da öffnet, wo sie unpopulär wird, und deren Bankerott die Popularität ist.

DER ZEMENTABGUSS. Aus Würzburg ist der Kreuzgang der Neumünster=kirche entführt worden, den man für Berlin angekauft hat. Zuerst wurde dies so dargestellt, als sei der Magistrat der Bischofstadt um ein Grab betrogen. Ein Mythus will, daß unter die romanischen Quadern Walther von der Vogelweide gebettet ist, dem der Kreuzgang so wenig gehört wie der Delphin, der an seinem Bozener Standbild Wasser speit, oder die Löwen, die dort sich recken. Dann schrumpften Mythus und Sakrileg noch mehr zusammen. Das Bauwerk war durch eine großstädtische Scheußlichkeit verdrängt. Der Regen des Himmels fraß am ungeschützten Sandstein wie Rheinnebel und Fabrikdunst an den Mauern des Kölner Doms. Der Eigentümer, Luitpold Rosenthal, ein Würzburger Octave Mouret, hätte seinen romanischen Besitz, von dem er den Magistrat ausschloß, fast über den Ozean wandern lassen. Die Berliner Generaldirektion aber schrieb nach Würzburg, daß der Kaiser dem neuen Standort vorzügliche Beachtung schenke, und sie versuchte, die Franken durch einen Zementabguß zu trösten.
Der Trost ist paradigmatisch. Das älteste Deutschland, die Heimat der Tilmann Riemenschneider und Veit Stoß, der Garten, durch den Vernon Lee schweifte, stirbt, an Trägheit, Thorheit oder am Geist des neunzehnten Jahrhunderts, der den Krummstab zerbrochen hat und die Kunst verschleppte oder »restaurierte«. Falsifikate stehen an der Zuflucht der Beschaulichkeit, der geheimnistiefen Phantasie. Städte, deren Wesen das Falsifikat ist, nehmen die Trümmer auf. Losgerissen vom Boden, des Rechtes auf natürlichen Verfall beraubt fristen diese ein erlogenes Dasein in den Museen der Architektur und Plastik, deren Material Zement und Kopie doch wären, in den Museen, den Totenkammern der Kunst.

DER HAUPTMANN. Der Schuhmacher Voigt, dem ein Dekret den Rest der Gefängnishaft erspart hat, ist einer der Auserwählten, die der strafenden Gerechtigkeit am Ende durchs Netz schlüpfen. Die Sympathie des Mittelstandes für einen Arbeiter aus der patriarchalischen Wirtschaftform, dem sein Arbeitgeber Loyalität bescheinigt hat, die geringe Neigung des Mittelstandes zu der preußischen Armee, die der Schuhmacher foppte, haben dem Zuchthäusler Pardon erwirkt. Das Bedauern kam und die Rehabilitierung.
Die Amerikaner haben ihren Wildwest=Räuber aus dem Yellowstone=Park, der neunzehn Kutschen terrorisiert, den Exzentrik. Die Franzosen hatten Mandrin, den Hauptmann der Schmuggler, der Dörflern aus dem Dauphiné in Gegenwart

der Administration die gepaschten Ballen verteilte. Sie haben ihre Apachen, die in der Liebe großen »terreurs du Sébasto«. Die Deutschen haben den Hauptmann von Köpenick, der den bunten Rock parodiert und bescheiden, pfiffig sich zu seiner Tasse schlechten Kaffees setzt. Jedes Volk verherrlicht Delinquenten, die von seiner eigenen Art sind, der Masse Profit bereiten, und die noch dazu die Einbildungskraft ergötzen. Immens ist die ökonomische Leistung dieser Glücklichen. Der Schuhmacher Voigt hat die Camelots angereizt, die Institute des Berliner Vergnügens, in denen der Nachtbetrieb zur Orgie anschwoll, die Photographen, die Händler mit Ansichtkarten, die Klingsors der Marktbuden. Jeder verehrte den Beförderer des Umsatzes: die Kutscher, in deren Wagen er fuhr, und die Peripatetikerinnen, die mit erheiterten Provinzialen rascher anknüpfen konnten. Direktoren von Variétés rissen sich um ihn, der stolz erklärte, er schätze sich so hoch ein wie den Reichskanzler. Der Schuhmacher Voigt ist im Etat der Gattin eines Warenhaustetrarchen, die ihm eine Pfründe bewilligt hat. Er gleicht der Kantinenwirtin von Sedan, der Witwe Hofer, der Gewinnerin der Million: unzählige »Partien« bieten sich ihm an, die Umwelt ist bestrebt, ihn einer proletarischen Baucis zu entfremden. Er ist glorreich verbürgerlicht.

Die Ironie der sozialen Einrichtungen hat diesen Roman, der Victor Hugo in Bewunderung hätte trompeten lassen, nicht ganz verschont. Den Ruhm des Rehabilitierten hat ein zweiter Delinquent, einer, der noch ruhmlos ist, ausgebeutet. Ein »Hochstapler« ist nach Kopenhagen gereist und hat, während der Schuhmacher Voigt sich in Ungarn befand, als Hauptmann von Köpenick bei den Dänen gastiert. Dem Pfründner wird das fatal gewesen sein. Unwahrscheinlich, daß er auf den Verbrecher schimpfte, möglich, daß er mit dem Lächeln der hageren Apostel gelächelt hat, möglich, daß einer seiner Genossen, ein Kind der Finsternis, demnächst ihn selbst, nicht nur sein Prestige bestiehlt. Es wäre die Tragödie des Idealisten.

ZEPPELIN. Der Flug des Grafen Zeppelin von Friedrichshafen nach Echterdingen fesselt den Geist wie jeglicher Vorgang des mächtigen, gestaltenden und vernichtenden Lebens. Bewegt hat das Schicksal eines Siebzigjährigen, dem Erfüllung und Leid in den Raum eines Tages sich preßten. Eine Propaganda wuchs, die naive, triebmäßige Dankbarkeit kundgab und dem Mißerfolg huldigte, nicht dem Erfolg. Nur in der zweiten Schlachtordnung waren die Metallkonzerne sichtbar. Dann aber schoben die Optimisten, die gestern bei den Reichstagswahlen die Intellektuellen mobilisierten, der Ziellosigkeit ein Ziel unter. Geschäftsleute eilten, Finanzkontrolle über die Tribute zu verhängen, und die Juristen stritten für Steuerpflicht.

Noch weiß niemand, ob ein Pakt zwischen dem Grafen und dem Kriegsministerium zu stande kommt, ob das Fiasko durch einen totalen Sieg wettgemacht wird. Die unberechenbare Geschichte der Erfindungen weist ebenso viele Sprünge auf. Eine Stockung hat Fulton verwehrt, die Flotte Napoleons durch kochendes Wasser nach England zu transportieren, und seine Ruderdampfer dem Hohn des mit einer Dam-

pferflotte unüberwindlichen Kaisers ausgesetzt. Die Geschichte der atmosphärischen Maschinen wurde beschleunigt durch einen Burschen von Dartmouth, der, statt aufzupassen, über vier Hähne eine Schnur legte, die Geschichte der Elektrizität durch die weißen und schwarzen Doppelstrümpfe des Mr. Symmer, der gegen Hygiene gleichgültig war. Die Jahrbücher der Physik haben burleske Kapitel der Ahnungslosigkeit und grausame Kapitel der Opfer.
Die Theodicee der Physik, die Vorstellung, daß ein Gott die Ausdauer im Dienste der Menschheit stets belohnt, hat die Heiligen des Buchstabens für sich, die Religiösen gegen sich. Der Ballon Zeppelins ward von christlichen Propheten in wirren Traktätchen als ein glänzendes Ungetüm verflucht, das, der Hölle entsprungen wie die große Metze Sankt Johannis, in die Hölle zurückgeschleudert worden sei. Die schwärmenden Mystiker von Handwerkerkonventikeln haben gebarmt, daß den Enterbten nun auch die Luft genommen werde, und den abstinenten Betern geraten, wo die Sünde triumphiere, sich in sich selbst zu verkriechen. Diese Christen sind zaghafter als die christlichen Bauern von Gonesse, die mit Dreschflegeln und Mistgabeln die teuflische Charlière überfielen: Charles war noch nicht in die Lüfte geklettert. Einzig die Jesuiten waren auch im Fall der Aëronautik mehr verschlagen als religiös. Den Pater de Gusman, dessen Heißluftballon über Lissabon schwebte und sich an einem Hause zu schanden stieß, hätten bei der Inquisition die jesuitischen Väter des siebzehnten Jahrhunderts entlasten sollen, die in hohle Drachen brennende Talglichter stellten und, den Heiden zur Warnung, auf das Papier die Worte malten: »Gottes Zorn«. So mannigfach sind die Wege der Frömmigkeit.

DER HALBMOND. Am Bosporus sind Voltaires Fabeln lebendig geworden. Minister ist Zadig, der Gerechte, der die Stimmen des Divan nicht geniert und den Vesiren erlaubt, eine Meinung zu haben. Der König Moabdar wird verrückt, denn die Götter antworten ihm, daß sie die Gelübde eines Tyrannen verschmähen. Oder vielleicht wird Abdul Hamid ein komischer Tourist wie Cacambos Herr, der zum guten Candide sagt: »Ich heiße Achmed der Dritte. Jahre lang war ich Großsultan; ich habe meinen Bruder, mein Neffe hat mich entthront. Meinen Vesiren hat man den Hals abgeschnitten. Ich beschließe meine Tage im alten Serail. Mein Neffe, der Großsultan Mahmud, gestattet mir zuweilen Erholungsreisen, und so bringe ich jetzt den Karneval in Venedig zu«.
Der türkische Wonneherbst hat Europas Doktrinäre an etwas sehr Unpolitisches gewöhnt: an das Wunder. Der Padischah, der mit einem Mal sich in sein Gegenteil verändert, ist nicht übel. Vor der Verfassung war er Gladstones »großer Mörder«, ein Haremgespenst, das Ponson du Terrail las und heimliche Gänge liebte, versteckte Tapetentüren, elektrische Klingeln. Ein Nero mit abgezehrtem Leib, verfärbtem Bart und knochigen Kinnbacken, der noch sanft war, wenn er seine Sklaven an den Genitalien marterte. Nach der Verfassung ist er der Spender der Freiheit, der voller Güte aus der Equipage herausgrüßt. Und die schwarze Bestie ist Izzet Pascha, der syrische Journalist.

Der türkische Wonneherbst legt die Unsicherheit aller historischen Beleuchtung nahe. Zugleich wiederholt sich der Irrtum der europäischen Demokratie, die ihre Sache hinter dem trotzigen Aufstand der Nationalitäten vermutet. Die Freude über das »Syntagma« wird vorübergehn. Sie erinnert an die Revolte der russischen Dekabristen. Offiziere und Soldaten brüllten die »Konstitutsia« aus und wähnten, das sei die Gemahlin des Großfürsten Konstantin, der seinen Bruder Nikolaus ablösen sollte. In Stambul wurde von den Manifestanten die Republik mit der »dette publique« verwechselt. Diese Serben, Bulgaren, Armenier und Griechen schreien für Serbien, Bulgarien, Armenien und Griechenland. Die Türken prügeln die Spione durch und lassen die Taschendiebe laufen. Die Türkinnen entschleiern sich und spielen, mit ihrer Launch vor den Häusern der morschen Sultansgünstlinge ankernd, die Sbirren. Die Eunuchen seufzen wie der Eunuche bei Voltaire: »O che sciagura d'essere senza coglioni!« und packen ein. Dann ist die Operette aus, und die Fremden büssen. Gegen die Kapitulationen richtet sich die Wut, gegen die europäischen Bahndirektoren, und wenn die Türkei den Europäern ihr Geld nicht zurückgibt, wird ein nach Europas Prinzipien verfertigtes Parlament würdevoll das Fallissement unterzeichnen. Die Gladstonianer werden den Balkan, mit dem sie generös die Russen lockten, im Monde zu suchen haben. Die Verfassung rentiert sich.

Das zwanzigste Jahrhundert ist ein Jahrhundert des Islam: im muhammedanischen Indien, in Persien, in Ägypten, wo der Panislamismus dem Lord Cromer über den Kopf wuchs, und im Marokko des Muley Hafid, der Europas Affen, den Fant Abdul Aziz, in den Staub gezwungen hat. Die Söhne Muhammeds ahmen dem Stifter nach, der die passive Behaglichkeit in der Ehe mit Chadidja abwarf: die Hedschra beginnt. Und die östlichen Gestade des Mittelmeers sind ihr Schauplatz.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Eduard Stuckens Drama »Lanzelot und Elaine«, aus dem hier ein Bruchstück gedruckt ist, erscheint im November d. J. in der Verlagsanstalt CONCORDIA-Berlin. — Hyperion empfiehlt seinen Lesern diese neuen Bücher: M. von Boehn und Dr. O. Fischel. Die Mode. 1799—1847. Zwei Bände. München, BRUCKMANN. Die Märchen der 1001 Nacht. Band 10 und 11. Leipzig, INSEL-VERLAG. P. Gauguin und Ch. Morice, Noa-Noa. Deutsch von L. Wolf. Berlin, B. CASSIRER. Julius Mayr, Wilhelm Leibl, sein Leben und sein Schaffen. Berlin, B. CASSIRER. Albrecht Dürers Schriftlicher Nachlaß. Herausgegeben von E. HEIDRICH-Berlin, J. Bard. Jean de Gourmont, La Toison d'or; roman. Paris, MERCURE. Maurice Hewlett, The Spanish Jade. London. CASSELL. Ferdinando Paolieri, Venere Agreste. NERBINI, Firenze.

MITTEILUNGEN DES VERLAGES:

Mit dem nächsten Hefte gelangen die in der Wiener Werkstätte hergestellten drei EINBANDDECKEN zur Ausgabe.
Bestellungen auf die GANZLEINENDECKEN der gewöhnlichen Ausgabe zum Preise von 10 Mark für den Jahrgang nimmt jede Buchhandlung entgegen.
DAS SECHSTE HEFT wird Mitte November erscheinen und schließt den Jahrgang ab. Die Abonnenten werden gebeten, schon jetzt ihr Abonnement zu erneuern, da die Auflage des NEUEN JAHRGANGES nur um ein Geringes die Zahl der Subscribenten übersteigen soll.
Der Verlag bittet um Interesse für die im Anzeigenteil angekündigten NEUERSCHEINUNGEN.

VILLIERS DE L'ISLE-ADAM: EDISONS WEIB DER ZUKUNFT

Ein Roman. Deutsch von Annette Kolb. Druck von Poeschel & Trepte, Buchbindearbeiten von der Werkstatt Carl Sonntag, Leipzig.
Luxusausg. (30 numerierte Ex.) M 15.–; geb. M 6.–, brosch. M 5.–

Edison hat ein künstliches Weib konstruiert und die satanische Phantasie des großen Dichters macht diesen Andreiden lebendig. Villiers hat in diesem seinem Höllenromane, wie er ihn selber nannte, eine grandiose Satire der materiellen Welt gegeben; die er der okkulten, geistigen gegenüberstellt. Seine Konstruktionen einer fiktiven Zukunft übertreffen alles, was ein Poe, ein Wells in dieser Art geschrieben haben. Ohne daß er sich je vom wissenschaftlich Möglichen und psychologisch Wahrscheinlichen entfernt, führt er eine Welt von Grausen, Schrecken und Gelächter vor, in einer Kunst der Sprache und Darstellung, die ihresgleichen nicht hat, und die ihn den Rang mit Recht einnehmen lassen, den wir Villiers heute geben: den eines der größten Dichter des XIX. Jahrhunderts. Die Übertragung des Buches folgt dessen Originalität in allen Nüancen und gibt sie restlos wieder.

REMY DE GOURMONT KOMÖDIEN EINER FRAU

Roman in Briefen. Deutsch von Anna Sofie Gasteiger. Druck von Poeschel & Trepte, Buchbindearbeiten von der Werkstatt Carl Sonntag, Leipzig.
Luxusausg. (30 numerierte Ex.) M 12.–, geb. M 4.50, brosch. M 3.50

Schon vor Jahren hat Franz Blei in der »Insel« auf die Bedeutung Gourmonts aufmerksam gemacht: auf die von außerordentlichem Können und besten Kenntnissen getragene Universalität dieses Geistes, der die Kirchenväter kennt wie die moderne Biologie, die Form des Romanes beherrscht, wie nur noch Anatole France, ein Dichter ist und ein Epilogist der Aktualitäten, ein Gelehrter und ein Dramatiker. Ein Aufsatz im »Literarischen Echo« hat sich kürzlich eingehend mit Remy de Gourmont beschäftigt, dessen geistvollster Roman, eine heutige Variation der »Liaisons dangereuses«, ihn erstmalig auch den deutschen Lesern vorstellt. Das Auf und Ab der sentimentalen und anderen Liebe hat hier mehr als einen berichtenden Beobachter gefunden: einen ironischen Philosophen und lächelnden Zuschauer der Komödie Leben.

VALERIUS BRJUSSOFF · DER ERDUNTERGANG

Tragödie künftiger Zeiten. Deutsch von Hans von Guenther.
Luxusausg. ‹25 numer. Ex.› M 9.—, geb. M 2.75, brosch. M 2.—
Früher erschienen: DIE REPUBLIK DES SÜDKREUZES
Novellen. Luxusausg. M 15.—, geb. M 4.50, brosch. M 3.—

Ein Band Novellen hat diesen russischen Dichter, der in seiner Heimat hohes Ansehen genießt, zuerst in Deutschland bekannt gemacht und ihm ebenso begeistertes Lob wie leidenschaftliche Ablehnung eingetragen. Dieses Mysterium, des Dichters tiefstes Werk und die Novellen an Bedeutung weit überragend, in einer deutschen Übertragung vorzulegen, war doppelte Pflicht: einmal den Dichter in seinem größten Werke zu zeigen und dann die Art der jüngsten russischen Literatur nach Verdienst bekannter zu machen als es die Gorkis und Korolenkos sind. Dieses Mysterium von den letzten Menschen führt in das Innere der Erde, wo sich die ewige Tragödie abspielt: die eine Partei will an die Oberfläche der Erde zurück, wo die Sonne ist — nun schon mehr eine Sage, aus alten Bildern gelesen —, die andere die Partei der Wissenden kennt nur noch den Tod als letztes Ziel, der über den Dächern im luftleeren Raume herrscht. Die Lichtsehnsüchtigen, die Naiven siegen: das Licht bricht in die Tiefen und mit ihm der Weltuntergang: die künstliche Luft entweicht in den Äther. Dieses tiefe Symbol: den Kampf der Wissenden und der Naiven, der Erkenntnis und des Rausches hat Brjussoff in wundervoller Plastik zum stärksten dichterischen Ausdruck gebracht.

MAURICE RENARD · DER DOKTOR LERNE

Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack.
Gedruckt bei Poeschel & Trepte, gebunden in der Werkstatt v. Carl Sonntag, Leipzig. Ausgabe auf Bütten M 10.—, geb. M 5.50, brosch. M 4.50.

Ein groteskes Spiel mit naturwissenschaftlichen Möglichkeiten, ein geistreicher Scherz in Form eines »Schauerromans« mit der bis aufs äußerste spannenden Handlung, eine Wellsiade, die bis zum Paradoxen geht und alle Vorgänger an Erfindung und Gestaltungsvermögen schlägt, ein Roman voll Witz und Grauen, Tiefsinn und Skandal, Abenteuern und Ironie, ein cauchemare, das sich in Lachen auflöst — so und toller noch als Worte es beschreiben können, ist dieser Roman eines jungen Franzosen, der seine Phantasie schießen läßt wie das grausige Auto seines Helden, der ein Stier wird und wieder ein Mensch und leidensvoller Zeuge einer Art von Experimenten deren schaudervolle Praxis einer ferneren Zeit wohl angehören mag. Der Ernst, mit dem der Autor seinen ungeheuern Fall vorträgt, wird den feiner Hinhörenden nicht über die im Letzten ironische Absicht des Verfassers täuschen, mit der er die lustig bis ans Äußerste gespannten Nerven wieder entspannt.



FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.


98
Habermann


Nolde.

















